

# "Stern der Neger"



**Katholische Missions-Zeitschrift**

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

## Inhalt:

Die Missionsstation St. Ignatius von Cleveland 145. — Besuch der Christen in Kassa (Fortsetzung) 147. — Aus dem Missionsleben: Zarafat (Schluß) 156. — Ein Apostat und ein Märtyrer 158. — Unterhaltendes: Doppelte Ketten (Fortsetzung) 161. — Verschiedenes: Ein seltenes Jubelbaum 166. — Eine interessante Rechnung 166. — Nekrolog 166. — Weiteres 167. — Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften 167.

**Abbildungen:** Zuderbäckerei-Verkauf in Aegypten. — Betende Mohammedaner in der Moschee. — Missionsstation St. Ignatius von Cleveland. — Katechismusstunde bei den Schilluk. — Ein Beduine als Karofo am Nil. — Das Aussehen der beiden Araber war wenig vertrauenerweckend.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Herr **Anton Wiedmaner** (Lienz); Herr **Obermanr** (Schleißheim); Titl. Hochw. Herr Dechant **Andreas Wibmer** (Brunek); Frau **Elisabeth Mitterdorfer** (Ebensee); Fräulein **Maria Pfister** (Gossau); Fräulein **Silomena Schwingshadl** (Taisfen); Ehrw. Bruder **Alois Waldner** F. S. C. (Willand); Ehrw. Schwester **Pierina Carlotta** (Verona); Hochw. Herr Dekan in R. **Groffe** (Schluderau).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

**Gebetserhörungen und -Empfehlungen liefen ein aus:** Ugund — Bozen — Kirchdorf — Leitmeritz — Levico — Nisch — Passau — Reisenberg — Schwanenstadt — Sulzberg — Wandans — Wien — Zell.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der seligsten Jungfrau Maria, dem hl. Josef, dem hl. Antonius, allen Heiligen und den armen Seelen sei ewiger Dank gesagt für Hilfe in einer verwickelten Angelegenheit — für auffallende Erhörung — für Hilfe in großen Anliegen.

Man bittet ums Gebet: in einer Prozeßangelegenheit — in schwerem Augenleiden — in einer bedrängten Lage — in einem chronischen Leiden — für einen Familienvater — um guten Fortgang im Geschäfte — um Gesundheit — um Frieden in einer Familie — in vielen anderen schweren und großen Anliegen. — Im Falle der Erhörung haben mehrere Veröffentlichung versprochen.

## Briefkasten der Redaktion.

**Marburg, Mädchenschule.** Herzliches „Vergelt's Gott“ für die gesammelten Liebesgaben für die armen Heidenkinder. Möge das Beispiel auch anderswo Nachahmung finden!

**Nach Kh.** Wenn auch die Sendungen verspätet sind, kommen doch; es geht herüber auch nicht anders; die Welt ist eben so groß! Nichts für ungut.

**Kr., Nikolsburg.** Höfentlich Nachricht erhalten. Fröhliche Ferien.

**J. L. im Sem. Gr.** Die Hefte schicken wir gerne in die Ferien den einzelnen nach; bitte deshalb um deren Adressen wie voriges Jahr. Gruß an alle Leser. Brief erhalten. Werde gelegentlich antworten.

Redaktionschluß: Am 15. Juni.

## Gaben-Verzeichnis vom 15. Mai 1909 bis 10. Juni 1909.

In Kronen.

Altminster W. d. E. 20.—; Bozen A. G. 50.—; Brigen Erzbischof Dr. Simon Michner 20.—; C. T. 4.—; Bruckmühl W. d. E. 21.—; Desselbrunn W. d. E. 50.—; Flirsch J. W. 10.—; Frangart J. G. 6.—; Freyung d. d. Fr. N. 443.43; Rapping von mehreren 100.—; Lambach P. B. G. 9.—; Willand N. N. 10.—, J. B. 10.—; Molln W. d. E. 8.—; Mondsee W. d. E. 42.06; Obertalheim W. d. E. 31.50; Reichersberg W. d. E. 24.—; Reischach G. G. 20.—; Ried im Finkreis W. d. E. 19.—; Rottenbach W. d. E. 41.30; Salzburg R. L. 3.—; St. Valentin Fr. St. (zur Verbreitung der

Herz Jesu-Andacht) 60.—; Schallbach R. J. 1.—; Schwaz W. A. 3.—; Seewalchen W. d. E. 32.—; Fr. A. 20.—; Steyr J. M. 2.—; Sulzberg H. W. 1.—; Taisfen Schw. 40.—; Wandans G. Sch. 1.—; Wendling W. d. E. 24.—; Wehregg W. d. E. 5.—; Wien vom Kindheit Jesu-Verein 1000.—, von den Firmingen, XII. Bezirk, 9.—.

Für die Mission: Bochum Dr. N. 24.—; St. Ulrich in Gröden D. H. 6.—.

Zur Verschönerung von heiligen Messen sandten ein: Uhrweiler L. E. 8.19; Ufers B. M. 10.—; Brigen A. M. 5.—; Dampfack



# Stern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

der *Söhne des heiligsten Herzens Jesu*,  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung  
der Missionstätigkeit der *Söhne des hl. Herzens Jesu* und sucht Verständnis  
und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika)

Der Stern der Neger erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben  
Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K 2 Mk 3 Fr.  
Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt!

für die Wohltäter werden wöchentlich 2 hl. Messen gelesen  
Mit Empfehlung der Hochwürdigsten Oberhirten von Brixen  
Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest u. Wien

Heft 7.

Juli 1909.

XII. Jahrg.

## Die Missionsstation St. Ignatius von Cleveland.

Es ist nun ein Jahr verflossen seit der Gründung, beziehungsweise Wiedererrichtung einer Missionsstation. St. Ignatius von Cleveland, das ist der Name der Station, liegt keine ganze Stunde von Mbili entfernt. — Dem Briefe eines Missionärs entnehmen wir folgende Einzelheiten über jene Gegend und die Bewohner derselben:

Nach dem zweiten Brande in Wau machte ich einen Abstecher nach Cleveland, dem früheren Mbili. Durch Gottes Fügung hatte ich fünf Wochen dort zu verweilen.

Am 22. Februar begab ich mich auf den Weg nach Cleveland, um dort einige fröhliche Tage der Erholung unter dem gastlichen Dach unserer Mitbrüder zuzubringen. Ein wunderschöner Tag. Die Tropensonne brannte bereits heiß hernieder, als ich um 8 Uhr morgens in Begleitung eines Schwarzen, auf einem Maulesel reitend, den Weg antrat.

Nah bei Wau hatten wir den Dschur-

fluß zu überschreiten. Ich tat dies, fest auf dem Maulesel sitzend, während mein schwarzer Begleiter ohne Sorge den Fluß durchwatete, da er ja nicht zu fürchten hatte, seine Kleider zu benehen, denn er trug nur ein Stück Tuch um die Lenden. Der Wasserstand des Dschurflusses ist in der Trockenzeit sehr niedrig, während er in der Regenzeit über seine Ufer hinaustritt und auch schiffbar ist.

Jenseits des Flusses glücklich angelangt, durchquerten wir auf einem schmalen Pfade hohe Grassteppen. Das Gras ist jetzt natürlich infolge der großen Hitze und des Mangels an Regen ganz verdorrt und hat eine hellbraune Farbe. Es hat eine so beträchtliche Höhe, daß ich darin auf dem Reitesel völlig verschwand. Eine gute halbe Stunde hatten wir auf diesem eintönigen Wege zurückgelegt, als wir in der Nähe des unermesslichen Waldes auf die Regierungsstraße gelangten. Wir hatten nun einen ganz guten Weg vor uns.

Die zahlreiche muntere Vogelwelt singt uns ihr fröhliches Begrüßungslied entgegen. Nach kurzer Zeit wurde ich einer Gruppe von Affen gewahr, die nahe am Wege umhersprangen und spielten. Sobald sie aber auf uns aufmerksam geworden, verschwanden sie im Nu, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wo sie so schnell ein sicheres Versteck gefunden. Wieder eine Weile und eine ansehnliche Anzahl Gazellen sprang in großen Sätzen quer über den Weg, um in Blitzesschnelle im dichten Walde zu verschwinden. Dieser Wald ist überhaupt reich an Wild. Auch der gefürchtete Löwe und der Leopord haben hier ihr Heim. In der zweiten Nacht, die ich in Cleveland zubrachte, kam ein Löwe ganz nahe an unsere Hütten vorbei. Einer der Unsrigen, der der Kühle halber vor seiner Hütte im Freien schlief, hörte das Brüllen des Löwen und zog sich vorsichtig in die Hütte zurück. Übrigens in Cleveland kann man fast täglich den König der Tiere brüllen hören.

Endlich nach gut sieben Stunden ununterbrochenen Marsches erreichten wir das Reiseziel, etwas nach 3 Uhr nachmittags. Die neue Station ist etwa drei Viertelstunden von der alten entfernt und liegt inmitten des Waldes.

Als vergangenes Jahr im März die Unsrigen hieher kamen, mußten sie zuerst Bäume fällen, um für die Hütten Platz zu machen. Gegenwärtig haben wir hier vier runde Hütten aus Erde und mit Stroh gedeckt. Drei davon dienen zur Wohnung der Patres und Brüder, die vierte ist Refektorium und Magazin zugleich. Außerdem haben wir ein kleines, bescheidenes Kirchlein aus demselben Material verfertigt, in welchem der liebe Heiland zum Trost der Missionäre Tag und Nacht bei uns weilt im heiligen Sakrament des Altars.

Die runden Hütten unterscheiden sich in nichts von den Hütten der Eingeborenen und sind in der Regenzeit, die nun bald beginnt,

sehr ungesund; auch schützen sie nicht vollständig vor den stürmischen Platzregen, die hier in der Regenzeit so häufig fallen.

\* \* \*

Die hochwürdigen Patres haben nun auch längst begonnen, den Samen des heiligen Evangeliums bei den Kindern wie bei den Erwachsenen auszustreuen. Augenblicklich (das heißt im Monat Jänner und Februar) sind alle arbeitsfähigen Dschur, die alten Männer, Frauen und kleinen Kinder ausgenommen, im Walde eifrig beschäftigt, Eisen zu graben; denn die Dschur lieben bekanntlich sehr die Schmiedekunst. So kann die eigentliche Missionstätigkeit für zwei bis drei Monate nicht so eifrig betätigt werden wie in der übrigen Zeit des Jahres.

Befindet man sich hier in der Station, so fragt man sich unwillkürlich, wo wohnen wohl die Leute, für die der Missionär seine heilige und heilbringende Tätigkeit ausüben soll, denn von Hütten ist nicht viel zu sehen, ausgenommen das Haus des Häuptlings, der sich in der Nähe der Mission niedergelassen hat, und die eine oder andere Hütte.

Eines Tages machte ich einen kleinen Rundgang im nahen Wald. Da traf ich überrascht hier eine Hütte, dort eine andere, wieder etwas weiter entfernt eine dritte, alle versteckt im dichten Laubwalde. Rings um die Hütte säubern die Dschur zuvor den Platz und fällen dann die Bäume, um Terrain zum Durra- und zu gewinnen. Die Durra, die hier am meisten vertretene Getreideart, bildet das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Zu Beginn der Regenzeit sät der Neger seine Durra, verrichtet die zum Gedeihen notwendigen Arbeiten und im Jänner ist die Erntezeit.

Menschlich gesprochen, können wir das Beste hoffen in Bezug auf unsere heilige Religion; denn die Dschur sind ein rein heidnisches Volk und kommen nicht in Berührung mit dem für unsere Aufgabe so ungemein schädlichen Mo-

hammedanismus. Freilich treiben auch die Dschur Vielweiberei, wenn sie sich's leisten können; doch Gott, der Herr, der einmal will, daß seine frohe Botschaft unter diese Völker getragen werde, wird auch die Missionäre unterstützen, dieses Hindernis zu überwinden. Daß das mit Gottes Hilfe möglich ist, zeigt die Erfahrung in anderen unserer Missionsstationen, wo sich bereits mehrere Familien um die Mission herum niedergelassen haben. Für diese Familien, die sich der Mission anschließen wollen, besteht die unumstößliche Be-

dingung, daß der Mann sich mit einer Frau begnüge. Als einmal das Haupt einer dieser zur Mission gehörigen Familien eine zweite Frau nehmen wollte, wurde ihm bedeutet, dann sei es unmöglich, in unserer Mitte zu verweilen. Der Mann brachte dieses für ihn große Opfer und ist nun einer der Fleißigsten und Verständigsten im Katechismus unter den Erwachsenen. Freilich braucht es eine große und unüberwindliche Geduld und dann vor allem den Segen Gottes, um zu solchen Erfolgen zu gelangen.

## Besuch der Christen zu Kássala.

Bericht des hochw. P. Otto Huber F. S. C.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Kássala war noch vier gute Stunden entfernt. Wir hielten es daher für gut, etwas Ruhe zu nehmen. „Pater, was kommt denn dir in den Sinn,“ sagte mir Elias, „willst du inmitten der Hyänen schlafen?“ „Wir können doch nicht die ganze Nacht hindurch gehen, sonst sind wir morgen hin vor Müdigkeit“, bemerkte ich ihm. Ohne weiters legte ich mich nieder und hüllte mich in meine Decken ein, denn die Nacht war feucht. — „Wir werden nicht schlafen,“ sagten unter sich meine Leute, „denn sonst kommen die Hyänen und belästigen unsere Tiere.“ So gesagt, sammelten sie ein wenig Holz, zündeten ein Feuer an und bereiteten sich einen guten Tee. Elias Galinos fühlte sich höchst glücklich; er war also nicht der einzige, der wach blieb. In fröhlicher Unterhaltung schlürften sie das warme Getränk. Dann begann der Kameltreiber sich niederzukauern auf die Erde und nach kurzem lag er in den Armen eines gesunden Schlafes. Es dauerte nicht lange und mein Diener tat dasselbe. Dem armen Elias wurde es bange zu Herzen. In trüben Gedanken versunken, saß er da. Plötzlich bemerkte er zu seinem Schrecken, daß das Feuer am

Erlöschen war. Was sollte er nun anfangen? Herumgehen und Reisig sammeln? Das hätte er gerne getan, aber die Furcht hielt ihn wie gefesselt neben dem schwachen Kohlenstimmer. Der letzte Funke erlosch; um uns herum eine stockfinstere Nacht. Nicht lange darauf und eine Hyäne meldete sich mit ihrem unheimlichen Geheul an. Das drang dem Elias durch Mark und Bein. Eine zweite Stimme erscholl von einer andern Richtung her, eine dritte noch und eine vierte und nach kurzem sammelte sich ein ganzes Rudel Hyänen, die sich immer mehr näherten und eine greuliche Musik aufführten. Dem Hasenfuß von Elias Galinos war es fast zum Verzweifeln. „O, ich armer Tropf!“ rief er in seinem Schrecken aus, „wie bin ich doch dumm gewesen, mit diesen Waghälsen auf die Reise zu gehen. Da liegen sie alle und schlafen und lassen mich allein wachen, damit mich die Hyänen fressen.“ Rasch kam er zu mir heran, rüttelte mich am Arme und sagte: „Pater, steh auf und lade dein Gewehr. Hörst du denn nicht die Hyänen heulen?“ Eine von ihnen war wirklich ganz in der Nähe und hatte es auf den Esel abgesehen. Ich feuerte ab, die Hyäne verstummte und ver-

schwand. „Gott sei gedankt,“ rief begeistert Elias, „das Gewehr ist unsere Rettung gewesen.“ — Ich legte mich wieder nieder. Die Hyänen schlüchen sich von neuem heran und heulten bis in die Frühe. Dem Elias wurde es leicht zu Herzen, als endlich die Morgenröthe aufging. Diese schlaflose Nacht wird er sein Leben lang nicht mehr vergessen. Aber, ach, ein neuer Schrecken war ihm am hellen Tageslicht vorbereitet. Als er nämlich sein Bett aufhob, sah er neben sich an einer Dornenhecke eine armdicke Schlangenhaut. „Schaut daher,“ rief er entsetzt aus, „hier hat sich eine gewaltige Schlange die Haut abgestreift. An was für einer gefährlichen Stelle habe ich doch die Nacht verbracht! Inmitten von Schlangenungeziefer und Hyänen! Für alles Geld der Welt werde ich keine solche Reise mehr machen.“

Nach kurzem Ritt waren wir beim Chor Somit. Rechts dehnt sich ein stundenlanges Dickicht aus, wo sich gewöhnlich der Löwe aufhält. Weiter voran ging der Pfad durch meterhohes Gras, Gestrüpp und üppigen Baumwuchs. Mein Esel hielt mitunter an und schaute scheinbar herum; er hatte von der verflossenen Nacht einen tüchtigen Schrecken mitgenommen. Es war schon gegen zehn Uhr und Kássala in der Nähe, ohne daß wir es sehen konnten. Der Pflanzenwuchs verhinderte uns daran. Endlich lichtete sich die Landschaft und vor uns lag das breite, trockene Bett des Gießbaches Gafsch. Am andern Ufer sahen wir deutlich die Strohütten der Eingeborenen in einem lang ausgestreckten Bogen, dahinter die Regierungsgebäude und endlich den Marktplatz. Wir befanden uns zu Kássala.

\* \* \*

Kássala verdankt seine Entstehung den Agyptern und wurde im Jahre 1256 der Hegira, d. h. im Jahre 1834 des christlichen Zeitalters gegründet. Die Stadt, ungefähr 550 Meter über dem Meeresspiegel gelegen,

wird bespült zur Linken vom Gießbach Gafsch, rechts davon, ungefähr eine halbe Stunde entfernt, dehnen sich die Berge Chatmia und Mukran aus. Von hier wurden einst viele wilde Tiere wie Löwen, Leoparden, Elefanten, Giraffen, Strauße usw. nach Europa befördert. Kássala wurde bald nach seiner Entstehung der wichtigste Ort des östlichen Sudangebietes und Residenzstadt des ägyptischen Statthalters. Der Boden ist hier sehr fruchtbar; Durra und Baumwolle besonders gedeihen üppig. Wohl 230 Gärten mit Schöpfrädern zählte einst die Stadt, unleugbare Zeugen ihrer damaligen Blüte. Ein Schweizer namens Munzinger erbaute hier für die Regierung eine Fabrik mit gewaltigem Schlot zur Reinigung der Baumwolle.

Für die Muselmänner wurde der hiesige Ort eine stark besuchte Pilgerstätte. Denn daselbst lebte der Seied Hasan el Morghani, von dem man hier zu Lande behauptet, daß er direkt vom Propheten abstamme. Der Seied Hasan erbaute sich am Fuße des Chatmiaberges schöne Räumlichkeiten, eine Moschee und ein ziemlich hohes, schmuckes Minarett. Er verstand es vorzüglich, den dummen, leichtgläubigen Pöbel anzuführen, und wurde schon zu Lebzeiten als Heiliger verehrt. Er starb, erhielt in der Nähe der von ihm erbauten Moschee ein schönes Grabmal und zählt nun bei den Muselmännern dahier zu den mächtigsten Fürsprechern bei Gott. Er wird gewöhnlich angerufen mit dem Titel: „ja saken el Chatmia“, das heißt: „Bewohner des Chatmia.“

Der Chatmiaberg ist von recht interessanter, romantischer Gestalt. Gleich riesigen Kuppeln erheben sich seine gewaltigen Steinmassen mit steil abfallenden Wänden bis zur Höhe von 800 Metern. Es ist dies die höchste Boden-erhebung der Umgebung. Der Seied Hasan unterhielt sich mitunter mit seinen Anhängern über diesen sonderbaren Berg und behauptete unter anderm, daß auf seiner höchsten Kuppel

ein Zauberbaum wachse. Jeder Gegenstand, der ihn berühre, werde in Gold verwandelt. Eines Tages wollte der gnädige Herr seinen Leuten den Wunderbaum auch zeigen. Mit besonderem Beistand Gottes erklomm er mit ihnen die steile, allen andern Sterblichen unzugängliche Höhe und die frommen Muselmänner erfreuten sich am Anblick des Zauberwäxses. Da kam einem derselben der böse Gedanke, ein Stückchen davon abzubreichen, ohne daß der Scheich es sah. Ein Glück für ihn, daß er sich in Begleitung des Heiligen befand und nur aus Rücksicht auf ihn wurde er nicht in eine Goldsäule verwandelt. Jedoch der Seied el Hasan las dem Frevler seine Tat im Herzen und sagte zu ihm: „Wirf weg, was du gestohlen hast.“ „Ich habe nichts gestohlen“, antwortete dieser. Er begann jedoch sofort am ganzen Leib zu zittern und entäußerte sich des Gegenstandes. Hätte er nicht so getan, so würde ihm gewiß ein Unglück widerfahren sein. Daraus erkannten die Gläubigen, daß der Seied Hasan auch die Geheimnisse der Herzen lese, und begannen ihn noch mehr zu verehren.

Kässala leistete den Derwischen tapferen Widerstand und ergab sich nach fast einjähriger Belagerung aus Hunger am 30. Juli 1885. Der heldenmütige Verteidiger Ahmet beg Esat nebst einigen Personen wurde getötet, die Soldaten den Derwischruppen einverleibt. Die erste Beschäftigung der Derwische war, den Ort zu plündern und zu zerstören, wie sie es ja überall taten. Besonders gegen die Forts, aus deren Schießcharten während der Belagerung so viel tödliches Blei mitten in ihre Reihen geflogen war, richtete sich ihre Wut. Sie zerstörten dieselben größtenteils trotz ihrer gewaltigen Mauern. Auch die Moschee des Seied Hasan wurde nicht verschont. Das Minarett rissen sie nicht nieder, viel weniger getrauten sie sich Hand anzulegen an den langen Fabrikshlot, aus Furcht, daß er ihnen dann auf die Köpfe falle.

Dzman Digna richtete sich zu Kässala gut ein; endlich wußte er nicht mehr, was für eine Beschäftigung er seinen tatenlustigen, wilden Kriegern geben sollte. Da kam ihm ein guter Gedanke. Das häßliche Geheul der zahllosen Hyänen, welche die Umgegend von Kässala unsicher machten, waren ihm längst zuwider. Die Raubtiere richteten auch Schaden unter dem Vieh an und schleppten mitunter sogar Kinder davon. Er beschloß also, den unheimlichen nächtlichen Dieben den Garaus zu machen. Er versammelte seine Soldaten. „Brüder“, redete er sie an, „die Hyäne ist monafeg, das heißt gottloses Vieh, und darf nicht geduldet werden; sie stört die Gläubigen bei der Nachtruhe und stiftet viel Unheil an; gehet hinaus und spießet sie alle auf. Heiden zu bekämpfen, gibt es im Augenblick keine, verrichtet indessen diese Arbeit und auch die Engel werden euch dankbar sein.“ Die wackeren Glaubensstreiter zogen aus am Abend, mit Lanzen wohl versehen, versteckten sich in einen Hinterhalt und spießten fleißig alles auf, was ihnen zu Gesicht kam. Am folgenden Morgen bedeckten zahlreiche Hyänenleichen die Umgegend. Die Nasgeier fanden für Tage lang das Mittagsmahl bereitet und die tapferen Derwische samt Weib und Kind erfreuten sich bei Nacht ungestört wonnevoller Träume.

Dzman Digna wurde dann abberufen und zum Befehlshaber der Belagerungstruppen von Suakim ernannt. Vergeblich hatte Abu Gergia vom Handübtal aus die Stadt Suakim belagert. Der Kalif dachte, daß dem Emir Dzman der Streich vielleicht doch gelingen würde. Abu Gergia selbst wurde Verwalter der Provinz Kässala, wo er auch blieb, bis er samt der ganzen einstigen Partei des Mahdi in die Ungnade des Kalifen fiel und nach Redjaf auf dem Bahr-el-Gebel verbannt wurde. Sein Nachfolger war Hamed uad Ali und auch dieser wurde wieder durch den Emir Mosaed ersetzt; unter ihm stand eine bedeutende Derwischruppe, ungefähr 4000 Mann

stark, befehligt von zahlreichen Emiren. Diese sie sich nun und desto mehr wollten sie den Emire, ursprünglich alle Bettler, lebten hier großen Mann spielen. Wenn ein solcher Emir



Zuckerbäckerei-Verkauf in Aegypten.

im fruchtbaren Kassala ein flottes Leben und bereicherten sich. Je ärmer und elender sie einst gewesen waren, desto wichtiger zeigten

sich auf Reisen begab, war eine ganze Reihe Kamele nötig, damit er auf dem Weg ja noch alle möglichen Bequemlichkeiten habe.



Im Jahre 1893 kam den übermütigen Derwischen der Gedanke, ihre Eroberungen bis nach Massauah ans Rote Meer auszu dehnen und den Italienern die sogenannte Erythraäkolonie zu ent reißen. Zu Agordad stießen sie auf die italie nischen Kolonialtruppen und wurden böß empfan gen. Tausende von ihnen blieben tot auf dem Schlachtfeld liegen und 62 Fahnen gingen ver loren. Beschämt über die erhaltene Niederlage und racheschnaubend kehr ten die Überlebenden nach Kássala zurück, wo sie zu einem zweiten Einfall Vorbereitungen trafen, um die Schlappe auszu weihen. Der siegreiche italienische General Ari mondi wurde großartig gefeiert.

Da kehrte der Befehls haber sämtlicher Kolonial truppen, General Bara tieri, von Italien nach Massauah zurück. Auch dieser wollte sich etwas Lorbeeren holen und als er von den Vorbereitungen der Derwische zu Kássala vernahm, dachte er, ihnen ihr Vorhaben gründlich zu vereiteln. Er brach auf von Keren mit 2000 Mann und einer Reiter schwadron unter dem Hauptmann Carciglio. Niemand wußte, wohin es gehe, nur im ge heimem redete man, es sei abgesehen ein Streich auf Kássala. Am Morgen des 17. Juli 1894 erschienen die italienischen Kolonial

truppen wirklich hierselbst. Die Nachricht ver breitete sich wie ein Lauffeuer in Stadt und Umgebung und verursachte jähen Schrecken. Nur eine Abteilung Derwische gegen den



Betende Mohammedaner in der Moschee.

Chatmiaberg hin leistete Widerstand. Die Reiter schwadron erhielt den Befehl zum An griff, wurde aber fast ganz aufgerieben, denn die Derwische waren versteckt hinter dem Gebüsch und ihre Schwertklingen waren

stärker als diejenigen der Italiener. Carciglio selbst sank zu Boden nieder, die Schulter von einer Lanze durchbohrt.

Der Befehlshaber von Kássala, Mosaed, nebst den andern Emiren und die Mannschaft ergriffen eine kopflose Flucht, dem Atbara zu, ohne daß sie die geringsten Reisevorbereitungen treffen konnten. Längs der Straße fielen die Flüchtlinge über die Nomadenniederlassungen her, um zu stehlen. Nach Delikatessen fragten die verwöhnten Emire nicht mehr, sie aßen alles, was ihnen unter die Finger kam, um den hungrigen Magen zu befriedigen. Rastlos rannten sie voran, aus Furcht, eingeholt zu werden, und erst als sie den Atbarafluß hinter sich hatten, schmaukten sie aus und gönnten sich etwas Ruhe. — Darüber freute sich un- gemein Hardélló, der Sohn des Häuptlings der Schukeria-Araber, dem der Kalif sämtliches Hab und Gut weggenommen hatte. Er besang die Flucht der tapferen Derwisches-Emire mit folgenden ironischen Versen:

„Al jom omarána ásbahu jusánu dai  
Uaratu al Atbaráni la gerab la rai  
La juhásebu geddéd biút ua scharábagín nai  
Da tarsch al áial al djaia men Bombay.“

Auf Deutsch übersetzt:

„Heute haben unsere Fürsten lange Beine  
gemacht,  
Sie durchquerten den Atbara ohne Schläuche  
und Sack,  
Sie durchsuchten die Hütten und aßen rohen  
Sauerteig,  
So tat das Blei der Knaben vom indischen  
Reich.“\*)

Der Kalif brach, als er die Hiobspost von dem Falle Kássalas erhielt, gleich einem

\*) Hier im östlichen Sudan ist den Eingeborenen Indien am meisten bekannt und alles, was fremd ist, sagt man, daß es aus Indien komme. — Auch von den Italienern meinte man, sie seien von Indien her. — Die italienischen Soldaten nennt Hardélló Knaben, um die Feigheit der Baggára-Emire hervorzuheben, welche vor einer Knabenschar die Flucht ergriffen haben.

wilden Tier in ein Wutgeheul aus. Die Szenen, die sich damals zu Omdurman ereigneten, sind ja schon allgemein bekannt. — General Baratieri zündete die gefundenen Derwischvorräte an, verteilte die aufgehäufte Durrazum Teil unter die Halanga-Nomaden und wollte wieder abziehen. Da kam ein Telegramm von König Humbert, er solle bleiben und sich befestigen. Rasch wurden um die alte, halb zerstörte Fabrik herum Schanzen aufgeworfen und es erhob sich allmählich ein schönes, geräumiges Fort. Baratieri kehrte dann nach der Kolonie zurück und ließ den Major Turito mit einem Bataillon und acht Kanonen hieselbst. 1895 kam Major Idalgo mit vier Kugelsprizen, um Turito zu ersetzen.

Der Kalif indessen konnte den Verlust von Kássala immer noch nicht verschmerzen. 1896 brachen 12.000 Derwische unter dem Baggára-Emir Ahmed Fabil über Gedáref nach Kássala auf, um das Land wiederum zu erobern. Man hatte nichts unterlassen, um sie zur Tapferkeit anzuspornen. Man hatte ihnen alle die köstlichen Genüsse beschrieben, deren sie sich im djanna, das heißt im Paradies, erfreuen würden, im Falle sie im Kampf gegen die Heiden das Leben ließen. Alle riefen einstimmig, daß sie das Irdische verachten und sich nur allein nach den himmlischen Freuden sehnten.

Ziemlich unverhofft erschienen die Derwische vor Kássala und verschanzten sich bei der Landschaft Tukruf, keine volle Stunde vom Ort entfernt. Die Kaufleute, welche mit den Italienern gekommen waren und sich häuslich eingerichtet hatten, konnten mit knapper Not ins Fort fliehen und retteten nur das nackte Leben. Die Wohnungen wurden geplündert und in Brand gesteckt. Das war der Derwische erste Heldentat. Dann wagten sie sich auch an das Fort heran. Als sie aber die Kugelsprizen vernahmen, nahmen sie schleunigst Reißaus und vergaßen im Schrecken die himmlischen Freuden, die ihnen ja vorbereitet waren.

Die Insassen des Forts waren an 2000 Köpfe stark, davon 120 Europäer, 800 Mann Kolonialtruppen, die übrigen Eingeborene mit Weibern und Kindern; es wurde eiligt von Keren Hilfe verlangt. Was das Fort an sich betrifft, war dieses ziemlich gut befestigt. Abgesehen von den Geschützen, welche die ganze Umgegend beherrschten, lag hart vor der Festungsmauer ringsherum eine meterbreite, dicke Schicht von Glascherben, die von den zerbrochenen Bierflaschen herrührten. So konnten die Derwische, im Falle sie auch bis zur Mauer kamen, keinen Anspung auf dieselbe machen, da sie ja alle barfuß waren. Dann kam ein ansehnlicher Graben und vor diesem Wolfslöcher, das heißt Gruben, die eine neben der andern, um den Kavallerieangriff zu vereiteln. Überdies waren noch Pfähle in die Erde geschlagen, wohl zugespitzt nach oben, und davor ein starker Stacheldraht.

Den Derwischen leuchtete also keine Hoffnung, mit ihren schlechten, spärlichen Feuerwaffen das Fort zu nehmen. Dennoch hätten sie die Insassen desselben recht ermüden und ihnen den Aufenthalt dort drinnen höchst peinlich machen können, wenn sie beständig Angriffe gemacht hätten. Dazu mußten sie natürlich das Leben aufs Spiel setzen; jedoch wo war der tapfere Mann, der dazu Lust gehabt hätte? Unter den einfachen Derwischsoldaten war er nicht zu finden und unter den Emiren noch viel weniger. Ahmed Fadi rechnete darauf, ohne besonderes Blutvergießen durch Hunger sich des Forts zu bemächtigen. So hätte es natürlich auch geschehen müssen, wenn keine Hilfe gekommen wäre; jedoch diese kam.

Drei Bataillone rückten von Keren zum Entsatz heran. Die Derwische erhielten davon Nachricht und sammelten sich in der Nähe des Berges Mukran, dort, wo die Straße von der Erythräakolonie herkommt, zum Kampf bereit. Sie waren der Meinung, daß die

ganze Entsatztruppe von hierher käme, täuschten sich aber. Der italienische Befehlshaber hatte indessen seine Bataillone geteilt: zwei davon ließ er auf Umwegen gehen und nur eines auf der gewöhnlichen Straße. Die zwei ersteren marschierten um 2 Uhr morgens, gerade am 40. Tage der Belagerung, zu Kässala ein, ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben. Das dritte Bataillon gelangte um 4 Uhr morgens zum Berg Mukran. Es wurde von einem numerisch stark überlegenen Feind angegriffen; es nahm rasch Stellung auf dem nahen Berg und verteidigte sich tapfer. Da kam die Besatzung des Forts den gefährdeten Brüdern zu Hilfe. Gegen Mittag war die Gefahr zu Ende, die Derwische geschlagen und zogen nach Tufuf zurück.

Am folgenden Morgen zogen die vereinigten Truppen aus, um den Feind auch von hier zu vertreiben. Das sollte ihnen ziemlich viel Blut kosten, denn die Derwische waren gut verschanzt, teilweise hinter den Bäumen und im hohen Gras versteckt. Jedoch den Geschützen gegenüber konnten sie keinen ernststen Widerstand leisten; sie ergriffen die Flucht nach Gedäref zu.

Die Italiener hatten an ihrer Eroberung wenig Freude. Es heißt, sie hätten die Absicht gehabt, nach Gedäref und Gallabat vorzurücken und auch dieses weit ausgebehnte Territorium ihrer Erythräakolonie beizufügen, seien aber von der englisch-ägyptischen Regierung daran verhindert worden. Tatsache ist, daß die Italiener Kässalas so überdrüssig wurden und fest entschlossen waren, es zu räumen. Sie hatten schon alle Vorbereitungen zum Abmarsch getroffen, die überflüssige Munition in einen tiefen Brunnen geworfen, als ein telegraphischer Befehl kam, sie sollten die herandrückenden ägyptischen Truppen abwarten. Ein ägyptisches Bataillon kam von Massauah her; es ging langsam voran, nämlich jeden Tag nur drei Stunden, und gelangte nach Kässala nach vollen 22 Tagen. Am Weihnachtstag

des Jahres 1897 rückten die Truppen beider Seiten zur Parade aus. „Soldaten,“ redete der italienische Befehlshaber seine Söldner an, „Italien hat Káßala an die englisch-ägyptische Regierung abgetreten. Wer immer von euch unter der neuen Regierung dienen will, ist frei, es zu tun.“ Ein Teil der Soldaten trat in die Dienste der neuen Landesbeherrscher über, das übrige Militär zog ab und so endigte die italienische Regierung hier selbst.

Was hat Italien hier zu Káßala ge-



Missionsstation St. Ignatius von Cleveland.

wonnen? Finanziell nichts, im Gegenteil, es hat verloren. Es hat zwar das Fort, die Kanonen und sämtliches Kriegsmaterial teuer verkauft, hat aber dabei weit nicht die Ausgaben herausgeschlagen, welche ihm der dreijährige Besitz des Landes verursacht hat.

An ein neues Emporblühen von Káßala konnte nicht gedacht werden, so lange die Derwische in der Umgebung waren. In den benachbarten Orten Assobri und Fascher am Atbarafluß waren feindliche Abteilungen stationiert, welche beständig Raubzüge nach

Káßala hin unternahmen. Diese mußten vor allem vertrieben werden. Beide Plätze wurden überrumpelt und die Derwische teils getötet, teils in die Flucht geschlagen.

Nun blieb nur noch das fünf Tage entfernte Gedáref übrig mit einer starken Truppe unter dem Emir Ahmed Fadil. Gegen vorerwähnten Ort konnte die schwache Besatzung von Káßala augenblicklich nichts ausrichten, erwartete aber die gute Gelegenheit, um sich auch dieses wichtigen Platzes zu bemächtigen. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Ahmed Fadil zog nämlich mit dem größten und besten Teil seiner Truppen dem Kalifen Abdullahi zu Hilfe; letzterer wurde am 2. September 1898 geschlagen und nun marschierte die Besatzung von Káßala, nämlich die Ägypter und die einheimischen Truppen, wacker auf Gedáref los, um noch vor Ahmed Fadils Rückkehr den Ort zu besetzen.

In der Nähe desselben stießen sie auf den Feind; jedwede Abteilung, das heißt die Ägypter und die einheimischen Soldaten, kämpfte für sich allein. Letztere bewährten ihre alte, gewöhnliche Tapferkeit: sie zielten gut und ihr Blei mähte die vorderen Derwischreihen nieder; die übrigen lösten sich in schleuniger Flucht auf. Die Ägypter aber zeigten sich wieder

einmal als Feiglinge. Diese Hasenjüße hatten Furcht zu schießen und wären gewiß niedergemetzelt worden, wenn ihre siegreichen Waffenbrüder ihnen nicht zu Hilfe gekommen wären. Am 22. September zogen die Truppen zu Gedáref ein und besetzten das Fort, das noch von alten Zeiten herrührte.

Nach ein paar Tagen aber kehrten die geflohenen Derwische abermals zurück und belästigten sehr die sich im Dorf eingekisteten Regierungssoldaten. Letztere befanden sich in einer höchst kritischen Lage. Der Schießbedarf

war fast ganz ausgegangen und wie sollten sie sich gegen den heranstürmenden Feind verteidigen? Indessen war schon ein Gilbote nach Kássala abgeschickt worden. Eine starke Karawane, mit Munition beladen, brach alsbald nach Gedáref auf. Die Straße war durch feindliche Reiter unsicher gemacht. Zur Deckung der Munition hatte man nur 25 franke Soldaten mit Gewehren bewaffnet mitgeben können. Ein jeder versteht, daß dies eine gefährliche, gewagte Sache war; jedoch die Karawane hatte Glück und der Führer derselben guten Verstand. Er verließ, als er sich Gedáref näherte, die gewöhnliche Straße und gelangte auf einem Umweg ohne Zwischenfall zum Ort. Nun verging den Derwischen der Mut zu stürmen. Sie begnügten sich, in der Umgegend herum zu schweifen, um irgend welche Karawanen abzufangen.

Drei Tage darauf überraschten sie wirklich eine Karawane, von Kássala kommend, die 3000 englische Pfund brachte. Fröhlich über diese Beute, holten die Derwische den Emir Ahmed Fabil ein, der sich indessen nach Dáchela bei Kofferes zurückgezogen hatte. „Das verlorene Geld braucht uns nicht besonders zu schmerzen,“ sagte der Befehlshaber der Truppen zu Gedáref, als er die Nachricht davon erhielt: „hätten uns die Derwische anstatt des Geldes die Munition abgefangen, so wären wir wirklich recht schlimm

daran gewesen.“ Ahmed Fabil indessen rühmte sich, den Türken 7000 Pfund abgenommen zu haben, und verschanzte sich zu Dáchela. Jedoch er hatte nur wenig Zeit dazu. Andere Regierungstruppen kamen schon von Khartum aus den Blauen Nil hinauf und holten ihn ein. Das erbeutete Geld war in festen Holzkästchen wohl verschlossen. Ahmed Fabil hatte erst eine Kleinigkeit davon geöffnet und ließ die Goldsüchse lustig vor die Schanzen streuen. Mancher Soldat, der sie aufheben wollte, fiel



Katechismusstunde bei den Schilluk.

darein und zahlte seine Habgier mit dem Leben. Die Derwische wurden elend geschlagen, sämtliches Geld fiel wieder in die Hände der Regierung und Ahmed Fabil selbst entrannt nur mit knapper Not dem Tode, indem er mit ein paar Reitern den Blauen Nil durchschwamm. So blieb der ganze östliche Sudan von den Derwischen gesäubert. Nun erst konnte an eine friedliche Entwicklung von Kássala und der Provinz gedacht werden. (Fortsetzung folgt.)

# Aus dem Missionsleben.

## Zarafat.

(Schluß.)

### Die Lebensschicksale einer Sklavin.

Von einer Schwester unserer Mission.

Mit dem Ableben der Hausfrau kehrte ein ungeahnter Friede in die Familie Eschebès ein, der fast ohne Unterbrechung und Störung bis zum Ausbruch des Mahdi-Aufstandes währte. Aus Anlaß dieses Ereignisses wurde unsere Zarafat freigelassen; sie verließ den Sudan und kam nach Kairo, wo sie einen Soldaten heiratete. Später übersiedelte sie wegen der Transferierung ihres Gemahls nach Gefira, woselbst sie unsere Mission kennen und schätzen lernte. Ihr Vertrauen gegen dieselbe ward nun bald so groß, daß sie uns ihren Liebling von den zwei noch überlebenden Kindern zur Erziehung übergab. Almas ließ sowohl im Talent und Fleiß als auch in seinem Betragen nichts zu wünschen übrig und konnte deshalb schon nach zweijährigem Katechumenat im Jahre 1890 die heilige Taufe empfangen, wobei ihm der Name Albuin beigelegt wurde.

Zarafat, die Mutter Albuins, war über die Bekehrung ihres Sohnes hocherfreut und ließ sich von ihm auch in etwas in die Geheimnisse der neuen Religion einweihen; zum Schulbesuch konnte sie sich freilich nicht verstehen. So verbrachte sie einige Jahre in Friede und Ruhe in Gefira, bis sie 1893 von ihrem Mann verlassen wurde. Auf diesen neuen Schlag begab sie sich in Begleitung mehrerer Neger und ihres Sohnes, des einzigen, der ihr geblieben, nach Zanzibar. Albuin ergriff dortselbst die militärische Laufbahn und verdiente bald soviel, daß er sich und seine Mutter leicht unterhalten konnte. Leider dauerte dieses Götterleben nicht lange, denn in weniger

als drei Jahren verlor sie auch ihren letzten und liebsten Sohn durch den Tod und so stand sie nun, von Alter und Schmerz gebeugt, arm und verlassen da. Es blieb ihr nichts mehr übrig, als wieder nach Kairo zurückzukehren und dort Arbeit zu suchen; solche fand sie denn auch wirklich, allerdings nicht in der Stadt selbst, sondern in einem Dorfe außerhalb derselben, in Eschesch, das in unmittelbarer Nähe unserer Negerkolonie Gefira gelegen ist.

Doch auch hier sollte ihres Bleibens nicht lange sein. Eines schönen Tages verbreitete sich mit einem Male in Eschesch die Kunde von dem unerklärlichen Verschwinden Zarafats. Man fürchtete nicht ohne Grund, daß sie in die Sklaverei geschleppt worden sei, was denn auch schließlich die gerichtlichen Nachforschungen bestätigten. Tags zuvor nämlich hatten sie zwei Schwarze zu einem Besuche eingeladen und gaben ihr dabei eine solche Quantität Spirituosen, daß ihr in kurzer Zeit Hören und Sehen verging; hierauf transportierten sie die Bewußtlose im Dunkel der Nacht nach Kairo und von dort nach Syrien.

Dort wurde sie nun mit der Obforge für das Vieh betraut. Trotz der guten Behandlung, die ihr der neue Herr zukommen ließ, wollte es ihr doch nicht recht behagen, so daß sie mit jedem Tage das Erniedrigende des Sklavenlebens mehr fühlte. Die Folge davon war ein Fluchtversuch, der ihr auch wirklich gelang. Unter tausend Abenteuern gelangte die Flüchtige mit ihrer Gefährtin, einer armen blinden Sklavin, in einen Hafenort, dessen Name ihr leider entfallen ist. Dort bat sie beim Gouverneur um eine Audienz, in welcher sie ihm ihre Leidensgeschichte aus-

einanderlegen wollte; sie wurde gewährt und Zaratat fand bei ihm auch die gewünschte Hilfe. Nachdem er sich nämlich über die Wichtigkeit ihrer Schilderung informiert hatte, ließ er die beiden Sklavinnen alsogleich nach Kairo einschiffen; dort ward unterdessen gerade einer der Räuber in Haft gesetzt, um bald darauf seine Schuld mit dem Leben zu bezahlen.

In Kairo angekommen, verfügte sich Zaratat, nachdem sie für ihre Gefährtin anderweitig gesorgt hatte, sogleich zur Mission. Spät abends klopfte sie an die Klosterpforte Gefiras und verlangte Einlaß; allein von innen wollte niemand ein Zeichen geben. Nach geraumer Zeit endlich verstand man sich doch zum Öffnen, obwohl man ganz sicher überzeugt war, daß die alte Zaratat schon längst ihren Leiden erlegen sein mußte, daß es sich also hier um eine Betrügerin handle.

Doch wie erstaunten da unsere guten Schwestern, als sie dieselbe wirklich vor sich sahen; sie zauderten nun nicht mehr mit der Aufnahme. Aber trotz aller Freundlichkeit und Zuorkommenheit gelang es ihnen doch nicht, sie dauernd an das Haus zu fesseln. Ihre Wander- und Bettelust, die bei ihrem wechselvollen Leben von Tag zu Tag wuchs, ließ ihr keine Ruhe und so griff sie denn gar bald wieder zum Wanderstab. Zum Glück machte sie nur mehr kleinere Exkursionen und machte so Gefira zum Mittelpunkt ihrer Bettelzüge. War ihr etwas unterwegs passiert, so ließ sie sich direkt in ihr Hauptquartier, in die Mission, bringen; so kam sie denn mehr als einmal sozusagen sterbend in unser Haus, erholte sich aber desungeachtet gar bald wieder dank ihrer überaus kräftigen und widerstandsfähigen Leibkonstitution.

Es versteht sich von selbst, daß wir diese freiwilligen und unfreiwilligen Besuche unserer Zaratat auch dazu eifrigst benützten, sie mit unserem heiligen Glauben bekannter zu machen, und das war umso leichter, als dafür schon

ihr Sohn Albuin, unser einstiger Pflegling, vorgearbeitet hatte und sie sich überdies dafür recht empfänglich zeigte. So gelehrig sie aber sonst war, so daß sie all die guten Lehren, die wir ihr gaben, alsbald praktisch zu verwerten bemüht war, zu einem konnte sie sich lange, lange nicht verstehen, nämlich zu einer formellen Konversion. Als ich sie darüber einst fragte, ob sie nun als Heidin für ihr Seelenheil nicht fürchte, meinte sie: „O ich bin von jeher immer Christin gewesen; ich verrichte doch täglich mein Morgen- und Abendgebet; ich tue auch niemandem etwas zuleide und stehlen tue ich auch nicht.“ — „Aber, gute Freundin, wie kannst du denn Christin sein, wenn du noch gar nicht getauft bist und beten kannst du wohl auch noch nicht?“ Statt eine Antwort zu geben, machte die gute Alte mit allem Anstande das heilige Kreuzzeichen und rezitierte das Vaterunser.

Ich ermunterte sie darauf, doch recht oft auf Besuch zu kommen und nach Möglichkeit unsern Religionsunterricht in Gemeinschaft der andern Frauen, die hier sind, zu besuchen. Zaratat sagte mir dies zu und hielt auch treulich ihr Wort.

Das Katechumenat war für sie eine wahre Tugendsschule und Zaratat machte darin solche Fortschritte, daß wir mit ihr, sowohl was die Sitten als auch den Fleiß und Arbeitseifer betrifft, vollauf zufrieden sein können. Deshalb wurde ihr denn auch anfangs April dieses Jahres die hohe Gnade zuteil, die heilige Taufe empfangen zu können. Trotz alledem aber kann sie auch jetzt noch nicht gänzlich ihr Bettelgeschäft einstellen; was uns dabei besondere Freude bereitet, ist das, daß sie sich bei jedem noch so geringen Fehltritte beim Priester und bei uns anklagt und um Verzeihung für das gegebene Argerniß bittet. Dieser echten Gottesliebe entspricht ein gehörig warmer Gebetseifer und eine zarte Nächstenliebe, die sie mit den andern in Berrichtung kleiner Gefälligkeiten wetteifern läßt.

So gibt also unsere liebe, bereits neunzig-jährige Sarafat durch ihren Eifer und ihre Dankbarkeit gegenüber der Mission allen zu verstehen, daß sie das Glück, ein Kind der heiligen katholischen Kirche zu sein, wohl zu schätzen weiß; ihr erbauliches Betragen ist jedoch nicht minder trostreich für uns, die wir berufen sind, die Neger aus ihrem leiblichen und geistigen Elende zu befreien und sie zu einem menschenwürdigen Dasein zu erheben.

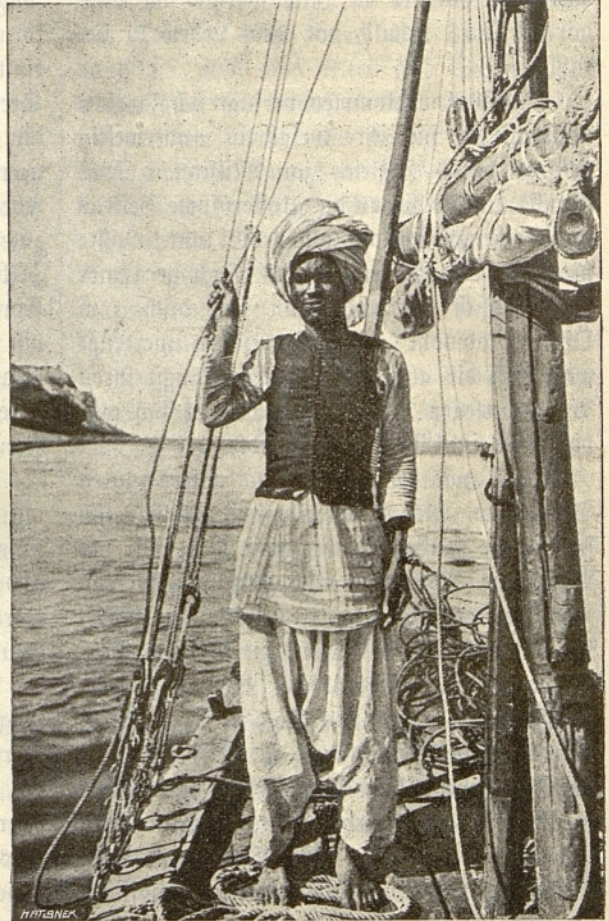
### Ein Apostat und ein Märtyrer.

Unter den zahlreichen Zöglingen, die wir in unserem Institut in Gesira hatten, war der kleine Paul, der kaum 5 Jahre zählte, der Benjamin. Sein zartes Alter und sein lebenswürdiges Wesen verdienten ihm diesen Namen wohl. Ein kindliches Lächeln umspielte beständig seine Lippen, besonders aber, wenn man mit ihm sprach. Seine Augen strahlten wie zwei große Edelsteine inmitten seines schwarzglänzenden Gesichtchens. Seine Fragen waren treuherzig und verrieten die kindliche Einfalt eines unschuldigen Gemütes.

Doch der kleine Paul war nicht so aufgeräumt und munter wie seine Kameraden. Sein schwächlicher, hagerer Körper ließ auf den ersten Blick auf zarte Konstitution und schwächliche Gesundheit schließen; zweifellos trug er den Keim schwerer Krankheit in sich, die ihn frühzeitig aufzulösen drohte.

So manchesmal, wenn ich mich von den Mühen und Arbeiten ausruhen wollte, setzte ich mich an das Bettchen des franken Knaben. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie er mich einst in aller Einfalt fragte: „Pater, warum hat man den anderen Knaben die Taufe gegeben und mir nicht? Bin ich denn nicht so

brav wie die anderen?“ „Ach, deshalb nicht!“ erwiderte ich ihm. „Weißt, du bist noch viel zu klein. Wenn du einmal größer bist und den Katechismus gelernt hast, wirst auch du die Taufe empfangen.“ „Aber warum nicht jetzt? Wäre es jetzt nicht besser? Du hast ja



Ein Beduine als Matrose am Nil.

selber einmal gesagt, daß die Kleinen dem Heiland viel lieber sind. Und dann bin ich jetzt auch krank und wenn ich sterben müßte, bevor ich den Katechismus lerne, was dann?“ „Dann würde ich selbst dir die Taufe sogleich geben und du könntest dann den Katechismus im Himmel lernen.“ Bei diesen Worten beruhigte sich der kleine Dulder und über



seine abgekehrten Wangen flog das gewohnte Lächeln.

Eines Tages wurde er so heftig von der Ruhr befallen, daß wir ernstlich um sein Leben befürchteten. Doch die sofortige Hilfe des Arztes und unsere sorgfältige Pflege retteten ihn auch diesmal und er kam in sehr kurzer Zeit wieder recht gut zu Kräften.

Es war Festtag. Die Knaben waren fortgegangen, um längs des eben errichteten Mildammes einen Spaziergang zu machen. Auch ich mußte fort; dringende Geschäfte riefen mich nach dem nahen Kairo. Kaum war ich aus dem Hause, da bemerkte ich den kleinen Paul, der sich ganz allein unter den schattigen Sykomoren erging. „Was machst du dort so ganz allein?“ rief ich ihm zu. „Die anderen sind alle fortgegangen und da ist es mir zu schwer, allein zu Hause zu sein; deshalb bin ich hinausgegangen, um auch etwas spazieren zu gehen.“ Ich legte ihm ans Herz, sich nicht zu weit zu entfernen und bald wieder heimzukehren; ich sagte ihm, daß auch ich bald wieder zurück sein würde. Paul versprach es mir und ich ging weiter.

Als ich abends zurückkehrte, eilten mir einige der größeren Böglinge stürmisch entgegen. „Pater, hast Paul nicht gesehen?“ „Ist er nicht da? Beim Fortgehen habe ich ihn unter den Sykomoren gesehen und er hat mir versprochen, bald wieder nach Hause zu gehen.“ „Er ist aber nicht hier, wir haben ihn nirgends gesehen.“ „Ist's möglich? Dann lauft nur, was ihr könnt, um ihn zu suchen; weit kann er nicht sein, dazu ist er noch zu schwach.“

Einige eilten sofort in das nächste judanesishe Dorf, um zu sehen, ob sich Paul etwa bei einer Familie aufhalte; doch hier fand man ihn nicht; nach vielem Suchen und Fragen trafen sie einen Mann, der ihnen mitteilte, Paul ziemlich weit vom Dorfe entfernt auf der Straße nach den Pyramiden von Gizah getroffen zu haben; auf die Einladung hin,

mit nach Hause zu kommen, habe er sich geweigert, und erwiderte, er werde den Weg schon allein finden. Es ist nicht zu begreifen, daß der Mann den bekannten so jungen Knaben nicht zwang, mit ihm zu gehen, sondern ihn auf offener Straße allein zurückließ und das noch dazu bei Herannahen des Abends! Oder konnte er uns wenigstens nicht sogleich Nachricht bringen?

Ich schickte sofort einige Böglinge auf die Suche aus und versprach dem von ihnen ein besonderes Geschenk, der mir den Verlorenen brächte. Nach anderthalb Stunden bangen Harrens war der letzte der Suchenden zurückgekehrt, doch ohne Paul. Was sollte mit ihm geschehen sein? Der Gedanke an sein Los versetzte mich in große Unruhe und ich machte mir bittere Vorwürfe, durch mein zu großes Vertrauen, allerdings ganz und gar unfreiwillig, diesen Verlust verschuldet zu haben.

Es war mir, als sähe ich ihn entkräftet am Rande des Weges sitzen und auf Hilfe warten; aber anstatt daß sich ihm eine hilfreiche Hand darbot, hat sich vielleicht ein arabischer Straßenräuber oder ein grausamer Beduine seiner bemächtigt und ihn fortgeschleppt, um ihn in die Sklaverei zu verkaufen oder ihm noch Schlimmeres anzutun. Oder waren das alles nur Vorspiegelungen meiner erregten Phantasie? Ich wollte es hoffen und in der That verlor ich die Hoffnung nie, einmal nähere Nachrichten zu erhalten oder ihn glücklich wiederzusehen.

Vier Jahre waren seitdem verstrichen, ohne daß ich über Pauls Schickal auch nur das geringste erfuhr. Unerwartet brachte nach so langer Zeit ein seltsames Zusammentreffen Licht in das Geheimnis und mit dem Lichte Trost.

\* \* \*

Ich befand mich seit einiger Zeit in Assuan. Eines Tages erhielt ich da eine Einladung des Mudir der Stadt: ich sollte zu ihm kommen, um mich mit einem gewissen Masail, der vom

katholischen Glauben zum Islam apostasieren wollte, zu besprechen. Will in Aegypten jemand von seiner Religion abfallen, so wird das Haupt dieser Religion zum Mudir geladen, damit er den letzten Versuch mache, den Abtrünnigen von seinem Vorhaben abzubringen. Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Rasail sein könnte; ich kannte alle Christen der Stadt sehr wohl, ein Rasail war nicht unter ihnen; auch meine diesbezüglichen Nachfragen bei anderen Katholiken waren erfolglos. Ich ließ mich beim Mudir entschuldigen, daß ich gerade verhindert sei und daß ich überdies den in Frage stehenden Mann nicht kenne. Tags darauf — es war Sonntag — kam ein zweites Brieflein mit dringender Einladung. Ich machte mich sogleich auf den Weg. Wohl hatte ich gar wenig Hoffnung, bei einem Individuum, das dem Islam bereits in die Hände gefallen war, Erfolg zu haben. „Doch,“ dachte ich mir, „wer kann es wissen? Die Gnade des Herrn ist allmächtig und seine Barmherzigkeit und Langmut womöglich noch größer.“

Ich trat ein und nach dem üblichen „Salam“ wurde mir von einem Soldaten ein Mann von gelbbrauner Hautfarbe und herabgekommenem Aussehen vorgeführt. Ein langer weißer Kittel bildete sein Kleid, darüber trug er ein Jackett, den Kopf bedeckte eine alte Mütze, alles nach üblichem Landesbrauch. Ich fragte ihn, woher er sei, warum er nie in die Kirche gekommen sei und aus welchem Grunde er seine Religion verlassen wolle. Er sei gebürtig von Palästina, halte sich aber schon viele Jahre in Assuan auf; er sei niemals in die Kirche gegangen, weil er schon seit langem die Absicht habe, zum Islam überzutreten; dies sei nach seiner Überzeugung die bessere Religion; übrigens sei es ganz zwecklos, weiter in ihn zu dringen, da er zu seinem Schritte absolut entschlossen sei.

Ich machte keine lange Predigt; in wenigen, aber scharfen Zügen zeigte ich ihm das Unglück, welches er sich selbst bereite. Ich sagte ihm, daß er durch seinen Abfall die empfangene Taufe nicht von seiner Seele waschen könne, und erinnerte ihn zum Schlusse, daß wir uns vor dem Richterstuhle Gottes wiedersehen würden. — — Wie ich es wohl erwarten konnte, machten meine Worte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Es war mir klar, daß der einzige Grund seines Übertrittes der war, um sich ungehinderter und freier dem Laster hingeben zu können. Wenn einmal das Herz verdorben ist, ist auch der Verstand für die klarsten Gründe nicht mehr empfänglich.

Als ich dem Mudir, der auch Moslim war, meine gänzliche Erfolglosigkeit mitteilte, bemerkte ich zu meiner Überraschung ein Zeichen von Unzufriedenheit; jedenfalls war es ihm klar, an Rasail keinen guten Fang gemacht zu haben. Daher drang er in mich, noch einen letzten Versuch zu machen. Ich wies jedoch diesen zwecklosen Vorschlag dankend ab.

Da wandte er sich selbst mit scharfen Worten an den Abtrünnigen, indem er ihn einen hochmütigen Starrkopf nannte. Auch das fruchtete nichts und so entließ er uns beide, nachdem er noch feierlich beteuert hatte, von seiner Seite alles aufgeboten zu haben, um diesen Religionswechsel zu verhindern.

Betrübten Herzens ging ich die Stiege hinunter und sah dem Apostaten nach, der eben in das für den amtlichen Abschwürungsakt bestimmte Lokal eintrat. Dort mußte er vor dem Kadi, dem Oberhaupte der Religion, und vor andern Scheichs, die Rechte auf den Koran gelegt, Mohammed Treue schwören: „Gott allein ist Gott und Mohammed sein Prophet.“ Der Verrat war vollbracht, Satan hat gesiegt. (Schluß folgt.)

# Unterhaltendes.

## Doppelte Ketten.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

### 8. Kapitel.

#### Die große Oase.

Die große Oase verdankte ihren Ursprung einer außergewöhnlich frischen Quelle. Mittelst großer Wasserräder, die von Dachsen langsam getrieben wurden, schöpfte man das Wasser aus drei nebeneinanderstehenden Brunnen und goß es in noch größere Wasserbecken von uralter Konstruktion; hier wurde das Wasser geholt und hier die Tiere getränkt. Der Scheich hatte immer einen Wächter beim Brunnen und ließ sich das Wasser von den vorüberziehenden Karawanen teuer bezahlen. Dieses Wasser war eben die einzige Einnahmequelle des Stammes, welcher die Oase bewohnte.

In geringer Entfernung von den Brunnen erhob sich unter schattigen Palmen das kleine Dorf mit seinen elenden, strohbedeckten Lehmhütten. In einigen derselben konnte man Kaffee, Limonaden und verschiedene Speisen erhalten; auch Geschäftsläden mit Stoffen, Waffen, Messern und hundert andern Sachen fehlten nicht. Diese Sachen brachten die Karawanen aus Tripolis und verkauften sie dort; häufiger noch tauschten sie dieselben gegen Goldstaub, Elfenbein, Salz oder Sklaven ein; die große Oase war nämlich auch ein kleiner Sklavenmarkt und nicht selten fanden die durchziehenden Karawanen für ihre Sklaven zufriedenstellende Abnehmer.

Am einem kleinen Tischchen eines Kaffeeladens saßen zwei Araber; sie waren ärmlich gekleidet, beinahe zerlumpt, jedoch bis an die Zähne bewaffnet. Im breiten Gürtel stakten verschiedene kleine Waffen und am Handgelenke hingen scharfe Dolche herab. Sie pflegten nämlich im Kampfe den Feind zu umarmen und stießen ihm dann den Dolch in den Rücken. Etwas abseits lehnten die Flinten, eine feine, alte Arbeit.

Das Aussehen der beiden Araber war wenig

vertrauenerweckend. Ihr Ausdruck verriet die boshaft verwilderten Taugenichtse.

„Jetzt ist alles verloren!“ bemerkte der Ältere.

„Nur Mut! Solange wir noch leben und Waffen haben, können wir immer noch auf bessere Zeiten hoffen.“

„Ich hoffe nichts mehr. 20 Jahre haben wir gearbeitet. Unsere Zeriba war voll von Gottes Gabe; noch kurze Zeit und wir hätten uns in Ruhe zurückziehen können und jetzt . . .“

„Die verfluchten Europäer!“

„Ja, wirklich verflucht! Wer hat sie denn hergerufen?“

„Wer ihnen die Strafgewalt gegeben? Und noch dazu für ein gutes Werk, das uns Mohammed befohlen hat.“

„Die Zeriba verloren! Die Sklaven befreit! Nur ein Glück noch, rechtzeitig davongekommen zu sein.“

„Hätten sie uns erwischt, zweifelsohne würden sie uns aufgeknipt haben.“

„Schrecklich! Uns gläubige Muselmänner hängen! Daß Allah nicht seine Blitze gegen diese Glenden schleudert!“

„Von Allah wundert's mich nicht, er hat zu viel zu tun. Aber Mohammed!“

„Pst! Man könnte uns hören, Mehmet“, bemerkte der Ältere.

„Ach, geh; Mehmet, die versteh'n ja unsern Dialekt nicht!“ erwiderte der Jüngere.

Sonderbar! Beide hießen Mohammed, sprachen aber den Namen des Propheten ganz verschieden aus. Das ist im Arabischen leicht möglich, weil es da nur Mitslaute gibt; die Selbstlaute muß man selber einfügen, indem man diese aus dem Zusammenhange herausfindet; denn zwei oder drei gleiche Mitslaute bilden oft Wörter von ganz verschiedener Bedeutung.

Niemand weiß, wie die alten Araber den

Namen des Propheten ausgesprochen haben, weshalb ihn jetzt jeder nach Belieben ausspricht. So wird aus den vier Mitlauten m, h, m, t oder b Mohammed, Mehemet, Mahmut, Mahmet, Mehmet, Mehmat und sogar Mahama gebildet.

Mahmet leerte seine Tasse. „Was machen wir jetzt?“ fragte er und stellte sie auf den Tisch.

„Was wir machen sollen? Das mußt du wissen, du hast mich ja hiehergeführt.“

„Hergeführt freilich, aber nur an einen Zufluchtsort, wo uns Europäer nicht finden können; ewig können wir doch da nicht bleiben.“

„Das ist natürlich. Das Leben hier ist viel zu teuer und mit unserm Gelde schaut es windig aus. Ich hatte Hoffnung, uns einer vorbeiziehenden Karawane anschließen zu können.“

„Ein harter Wechsel! Vom Herrn zum Knecht!“

„Was willst du machen? So hätten wir uns wenigstens durchhelfen können. Aber auch das hat fehlgeschlagen. In den ganzen zehn Tagen, die wir hier sind, ist keine einzige bedeutende Karawane gekommen, die Kleinen können uns nicht brauchen.“

„Was tun wir also?“ fragte Mahmet.

„Wir warten einfach oder ziehst du etwa vor, die Hacke zu nehmen und die Erde zu bebauen? Der Scheich nimmt uns auf, vielleicht

sogar in seinen Stamm. Er braucht Hilfe und wir sind stark und keine Feiglinge.“

„Ich würde sterben, müßte ich das Leben in dieser Dase zubringen,“ sagte der andere, „ich bin zur Arbeit nicht geboren.“ —

„Der Hunger wird dich auch dieses lehren“, entgegnete Mahmet.

„Doch, was sehe ich! Eine Karawane und noch dazu eine so zahlreiche. Wer weiß, ob wir da nicht Arbeit finden können.“

Die Karawane, die eben die Dase betrat, gehörte Amur. Der Scheich trug einen Kasten aus kostbarer Seide und ritt an der Spitze, umgeben von Sklavenjägern; die Sklaven gingen unter Bewachung der Askari. Emmini befand sich unter diesen. Zwischen ihm und dem Scheich war eine arge Verstimmung eingetreten. Emmini konnte dem Sklavenhändler absolut nicht verzeihen, daß er ihn so grob behandelt und zurechtgewiesen, als er Anton zu Tode geißeln wollte.

„Du setzt mich einem Sklaven nach“, sagte er ihm am folgenden Tage; und nachdem er vergebens den Tod Antons gefordert, entfernte er sich vom Häuptling ganz erbozt, mit dem er überhaupt nicht mehr sprach, sondern vielmehr eine Gelegenheit suchte, sich an ihm zu rächen.

Amur hatte eine sehr hohe Meinung von der Kühnheit des Emmini und er brauchte ihn über-



Das Aussehen der beiden Araber war wenig vertrauenerweckend . . . (Seite 161.)

dies nur zu sehr, darum schluckte er seinen Unwillen hinunter. Auch wollte er Anton nicht opfern, da ihm dieser noch sehr nützlich werden konnte; er zog es vor, abzuwarten, bis die Zeit den Zorn seines allzufeuerigen Genossen abgekühlt hatte.

Die Ankunft der Karawane brachte neues Leben in das ganze Dorf. Die Verkäufer öffneten ihre Läden; bald waren die verschiedensten Getränke zu haben, wie Zedernwasser, Schnaps, Tropfen vom Throne Allahs, Prophetentränen, himmlische Taupfropfen. Diese Namen, obwohl verschieden, bezeichneten doch alle das Gleiche: Wein und alkoholische Getränke, wovon die Sklavensjäger ungeheure Quantitäten vertilgten.

Scheich Guvelim, der Besitzer der Brunnen, war dem Führer der Karawane entgegengeeilt. Scheich Guvelim war ein mächtiger Herr; seinen Befehlen beugten sich alle. Er war der Besitzer des kostbaren Wassers. Wehe dem, der ihn keines abkaufte; er seinerseits würde es gewiß einem jeden verweigert haben, der ihn nicht mit jener Ehrfurcht behandelt hätte, die er sich erwartete. Auch würde keiner Wasser gegen seinen Willen erhalten haben, denn er verfügt über zweihundert Gewehre, mit denen er die Brunnen leicht verteidigen könnte; viele Verbündete würden ihm auch zu Hilfe geeilt sein, denn allen Führern von Karawanen und Scheichs lag es am Herzen, daß die ihnen so notwendigen Brunnen in den Händen des Scheichs Guvelim blieben, der sonst neutral war und sie so keinen Konkurrenten zu fürchten hatten.

„Mein Bruder Guvelim! Meine Seele hat so sehr verlangt, dein Antlitz zu sehen. O wie freue ich mich, dich zu sehen!“ — So rief Amur aus, als Guvelim ihm näher kam.

„Marhaba! Sei willkommen!“ antwortete der Scheich, „dein Anblick macht mir Vergnügen. Du kommst ja nicht allein, Allah hat dich gesegnet! Hundert und mehr schöne und junge Sklaven folgen dir.“ „Allah war mir gnädig. Die Ware ist ausgezeichnet.“ „Die Märkte des Innern beklagen sich wegen Mangel an recog. Die Preise sind schrecklich gestiegen und du machst glänzende Geschäfte.“ „Ich weiß nicht, ob ich diese Sklaven werde verkaufen können. Zwölf Tagreisen von hier habe ich, wie du weißt, meine

Zeriba. Dorthin möchte ich diese Sklaven bringen, denn es ist eine herrliche Ware.“

Guvelim neigte sich ehrfurchtsvoll. „Du bist reich“, sagte er, „und du brauchst weiter kein Geld, bleibst du lange hier?“ „Nur einen Tag, morgen reise ich ab. Kann ich Wasser haben?“ „Wirfst du es auch zahlen?“ „Habe ich je deine Rechte geschmälert? Allah il Allah. Er ist der Herr und ich bin der Ehrlichste unter den Menschen, der Fürst aller Sklavenhändler. Der Preis ist wohl der gewöhnliche?“ — „Ja.“ „Erlaubst du auch, daß wir wie immer in der Nähe des Dorfes unser Lager aufschlagen?“ „Ja. Verkaufst du hier keine Sklaven?“ „Keinen, außer es wird mir eine bedeutende Summe geboten“, so sprach Amur und gab der Karawane den Befehl, sich zum gewöhnlichen Lager zu begeben.

Die Sklaven zogen an den beiden Scheichs vorüber. Guvelim musterte die Reihen. „Wahrlich, eine prächtige Ware“, sagte er. „Die Ware ist wirklich gut. Ich habe sie auch unter günstigen Bedingungen erworben. Sie gehörte einer christlichen Mission an.“ „Verfluchte Hunde! Auch unter den Negern nisten sie sich ein“, rief Guvelim aus. — „Hast du die Mission eingeschert?“ „Nein.“ „Da hast du übel getan. Hat sie dir der Missionär nicht verkauft?“ „Er? Gewiß nicht.“ „Wie hast du sie denn erhalten?“ Amur lachte. „Ich habe sie von ihren Eltern gekauft, die, durch meine Tauschgegenstände geblendet, dieselben von der Mission zurückgenommen haben. Der Missionär zieht sie also für mich auf!“ — „Du bist ein Genie!“ rief Guvelim aus. „Wo befindet sich diese Mission?“ Amur lachte. „Ich komme soeben von dorthen“, erwiderte er. „Ich weiß es; aber wo ist der Ort?“ „Folge mir und du wirst dahin gelangen.“ Auch Guvelim lachte. „Du bist schlau wie ein Fuchs“, sagte er. „Übrigens hast du Recht. Ein Geheimnis, das man andern mitteilt, hört auf, ein solches zu sein.“

Amur antwortete nichts mehr, denn Gmini ging an ihnen vorüber. „Mein Bruder Gmini!“ rief ihm der Scheich zu, als er das finstere Gesicht des Sklavenhändlers wahrte. „Sei herzlich willkommen! Warum rittest du nicht an der Spitze des Zuges, an der Seite deines

Bruders Amur?“ „Amur ist mein Feind, und wer dessen Bruder ist, der ist es auch“, entgegnete Emimi und zog voran.

„Seit wann seid ihr einander feind?“ fragte Guvelim den Scheich Amur. „Seit gestern. Er will, daß ich einen Sklaven töte, der mir teuer ist.“ „Tue nach seinem Willen! Die Freundschaft mit diesem Tapferen muß dir mehr gelten als ein verfluchter Sklave.“ — „Der Sklave ist mir unentbehrlich. Er wird sich gewiß davon noch überzeugen“, sagte Amur. „Überleg dir's,“ antwortete Guvelim, „niemand ist unentbehrlich auf dieser Welt und ich würde gern hundert Sklaven opfern, bevor ich einen solchen Freund wie Emimi preisgäbe. Jetzt komm' in meine Hütte, trinken wir den Kaffee als Willkommgruß. Du kannst nachher das Wasser kaufen, das du benötigst.“

Amur folgte dem Scheich in die Hütte, während seine Leute das Lager herrichteten.

Emimi schloß sich nicht den andern Arabern an, sondern ging ins Café, wo Mahmet und Mehmat saßen. Er hockte dort nieder und schaffte einen Kaffee an. Der dicke Kellner verschwand in der Hütte, um das aromatische Getränk zu bereiten.

Die beiden Araber wechselten im stillen einige Worte und näherten sich dann dem neuen Gäste. „Salam, Salam!“ — „Salam!“ antwortete Emimi kurz, indem er die beiden von oben bis unten maß. „Was wollt ihr?“ „Emir, gehörst du der Karawane an?“ „Ich reise mit ihr“, lautete die Antwort. „Gehörst du ihr nicht an?“ „Warum wollt ihr das wissen?“ „Wir möchten gern in eure Dienste treten.“ —

Emimi musterte die beiden Männer, die ihm übrigens zur rechten Stunde unterkamen; seit langem trug er sich schon mit dem Plane, seinen tiefen Haß gegen Amur und seine Rachsucht zu sättigen.

„Bringet eure Tassen her und nehmet an meiner Seite Platz.“ Sie taten es. „Nun saget mir, wer ihr seid“, fuhr Emimi fort. „Sprich du“, sagte Mahmet zum jüngeren Mehmat. „Sprich du“, entgegnete dieser. „Der eine oder der andere, das ist alles eins, wenn ihr euch nur verständlich macht“, sagte Emimi ungeduldig.

„So werde nun ich reden“, sagte Mahmet. „Ich und dieser mein Begleiter, der mit mir auch verwandt ist, waren einst das, was jetzt Ihr seid. Unsere Zeriba befand sich, im Walde gut versteckt, an den Ufern des Blauen Nil, viele Tagreisen zu Kameel von hier entfernt. Emir, der Nil ist der König der Flüsse und der Blaue Nil sein erstgeborener Sohn.“

„Ich habe ihn öfters gesehen; fahre nur fort“, sagte Emimi kurz. „Emir, du weißt, daß die Christen — Allah verfluche sie und Mohammed schleudere sie ins ewige Feuer! — die Sklavenhändler hassen, denen sie sogar einen ehrlichen Gewinn, den wir aus dem Verkaufe der Sklaven ziehen, verbieten wollen.“

„Ich weiß es wohl.“

„Sie haben auch den Khedive gegen uns aufgehetzt und die Schiffe der Engländer fahren nur zu dem Zwecke nilaufwärts, um die Zeriben ausfindig zu machen und deren Eigentümer mit dem Tode zu bestrafen. Ein Verräter — Allah verfluche ihn auf ewig! — muß die Aufmerksamkeit der Christen auf uns gelenkt haben. Während wir nämlich gerade von einer Menschenjagd zurückgekehrt waren und wir alle dort beisammen saßen, wurde unsere Zeriba eingeschlossen. Wir verteidigten uns tapfer, doch umsonst. Die Zeriba fiel in die feindlichen Hände; die Sklaven wurden befreit und meine Leute wurden alle aufgeknüpft, weil sie einer Sache schuldig befunden wurden, welche der Prophet empfiehlt, ja sogar befiehlt.“

Emimi warf ihnen einen Blick der Verachtung zu. „Ihr seid tapfer wie die Gazelle,“ jagte er zu ihnen. „Emir, diese Verhöhnung verdienen wir nicht,“ rief Mahmet aus. „Wenn du und dein Begleiter wirklich tapfer seid, wie kommt es, daß ich euch hier sehe?“ — „Sollten wir uns etwa von den Engländern fangen und hängen lassen?“ „Nein, aber verteidigen solltet ihr die Zeriba auf Kosten des eigenen Lebens; ihr solltet kämpfen mit dem Mute eines Löwen. In diesem Falle hätte ich euch bewundert. Ihr aber habt die Flucht vorgezogen.“ „Herr, wir haben tapfer gekämpft; nachdem aber alles verloren war, zogen wir vor, zu fliehen. So stand es übrigens im Buche geschrieben und alles, was im Buche geschrieben steht, muß in Erfüllung gehen. Wir

bitten dich deshalb, uns in deine Karawane aufzunehmen. Wir werden dir dann Gelegenheit genug geben, unsere Tapferkeit, List und Grausamkeit zu bewundern. Leute, welche viele Jahre an der Spitze von Karawanen gestanden, werden dir gewiß von größtem Nutzen sein. Für uns ist es zu hart, das Brot der Sklaven zu essen, abhängig zu sein, während wir gestern noch Herren waren; doch Rismat! das Schicksal will es so. Willst du uns?"

„Was verlangt ihr?“ „Das bestimme nur du.“ „Sprechet.“ „Einen Prozentfuß beim Verkauf von Sklaven. Das Doppelte nämlich von dem, was die andern Sklavenjäger erhalten; denn wir waren Herren und wir werden dir auch die besten Ratschläge geben können.“ — „Diesmal möchte ich euch keine Prozente lassen, aber Geld. Ich biete euch monatlich zehn Taler\*) an.“ „Für jeden?“ fragte Mahmet. „Ja; ich füge noch den Lebensunterhalt dazu und ich erlaube euch auch auf eure Rechnung hin, mit Sklaven zu handeln, wie es euch beliebt. Zufrieden damit?“

Mahmet sagte seinem Genossen einige Worte ins Ohr und dieser antwortete ihm gleichfalls mit leiser Stimme. Dann sprach er: „Du verheißt uns zwar nicht viel, doch die Not treibt uns, dein Anerbieten anzunehmen. Auf drei Monate nehmen wir es an. Dann wollen wir sehen zu andern Verträgen zu kommen.“ „Ganz recht. Wisset jedoch, daß ihr von mir abhängig seid.“

„Was willst du damit sagen,“ fragte Mahmet. „Daß ihr nicht von Amur abhängt und nur mir gehorchen dürft.“ „Stehst du nicht unter seiner Macht?“ „Nein.“ — „Du bist jedoch dessen Freund?“ „Ich bin sein Feind. Ihr hängt also ganz von mir ab und erhaltet Befehle nur von mir. Das wird euch hoffentlich nicht unlieb sein, da ihr gewiß vorziehet, nur einem statt zweien zu gehorchen. Und jetzt geht auch ihr ins Lager.“

Die Araber ließen sich die Einladung nicht zweimal wiederholen und nachdem sie den Kaffee ausgetrunken, wollten sie den Kellner rufen. „Aus welchem Grunde?“ fragte Emini. „Um den

Kaffee zu zahlen.“ „Ich werde ihn schon zahlen“, sagte er, „geht nur.“ Er folgte ihnen mit den Blicken und rieb sich die Hände.

„Es kann nicht besser gehen; diese beiden sind zwei Verlassene und werden gewiß alles tun, was ich ihnen sagen werde. Nur nicht zu früh frohlocken, Amur! Die Rache Eminis wird dich bald erreichen. Jetzt leeren wir noch eine Flasche, um den guten Erfolg zu feiern!“

Er rief den Kellner und ließ eine Flasche Cognat kommen. Während er ihn langsam hinunterschürfte, kam Amur. Der Sklavenhändler stellte sich vor den Tisch, an dem Emini saß, und fragte diesen: „Hast du die beiden Männer aufgenommen?“ — „Ja.“ — „Und mit welchem Rechte?“ — Emini sprang auf. „Habe ich vielleicht nicht . . .“ fragte er. „Der Führer der Karawane bin ich!“ „Und dann?“ „Ich allein habe das Recht, das Personal aufzunehmen.“ „Die beiden Araber bleiben unter meiner Macht. Ich bezahle sie aus meiner Tasche und ich werde für ihren Unterhalt sorgen. Natürlich werden sie auch keinen Finger für dich rühren.“

„Du hättest mich fragen sollen.“ „Ich erkenne dich als Obern nicht an.“ „Ich bin der Führer der Karawane.“ „Befiehl, wem du willst. Und jetzt höre mich an: Wenn du mir auch nur noch eine Bemerkung machst, so nehme ich meinen Anteil an Sklaven und lasse dich im Stiche. Aber bedenke auch, daß du in diesem Falle an mir nicht nur einen Feind haben wirst, sondern einen energischen Mann, der nur das einzige Ziel kennt, dich zugrunde zu richten. Willst du also, daß ich mich von dir trenne?“

Amur wollte es gewiß nicht. Er konnte ihn nur zu gut brauchen; Emini war tapfer und ein Mann von außerordentlicher List. Er bedurfte seiner und seiner Unterstützung und fürchtete deshalb, sich mit ihm zu verfeinden.

Er sagte daher zu ihm: „Tue, was du willst. Bedenke jedoch, daß ich dich immer als Freund behandelt habe und daß ich die Ursache nicht finden kann, warum du mich jetzt so sehr hassest.“

„Du kannst das nicht begreifen?“ — „Nein!“ „O bete zu Allah, daß er dich erleuchte. Beim Bart des Propheten! Ein Mensch, der heute das Verbrechen vergißt, das er gestern begangen, verdient nur Spott und Verachtung. Salama!“

\*) Maria Theresia-Taler sind noch immer im Umlaufe in Ägypten und im Sudan und werden in Wien geprägt.

Emini hockte sich wieder auf den Boden nieder und führte ein Glas Kognak an die Lippen, während Amur ganz ergrimmt sich entfernte.

Die Worte Eminis hatten ihn gröblich beleidigt. Er würde sich so gerne von ihm getrennt haben, doch er fürchtete seine Rache und benötigte seine Waffen. (Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

### Ein seltenes Jubiläum.

Am 18. Juli begeht der hochw. f. b. geistliche Rat, Dechant und Hauptpfarrer von Straßgang Markus Perl sein 40jähriges Berufs- und Dienst-Jubiläum. 40 Jahre sind es aber auch, daß er als Sammler, Beförderer und Wohltäter des Marienvereins für Afrika eifrig tätig war. An mehreren Orten, namentlich zu St. Leonhard in Graz, als Kaplan und Religionslehrer angestellt, war er eifrig bemüht, die Gläubigen durch Belehrung und Aufmunterung für die heilige Sache Afrikas zu begeistern. — Zur Hebung der katholischen Presse trug er viel und redlich bei und ist Mitarbeiter und Korrespondent mehrerer Zeitschriften und Zeitungen. — Der „Stern der Neger“ zirkuliert in Straßgang und wird gerne und fleißig gelesen. — Es dürfte wohl kaum einer zu finden sein, der solange dem altherwürdigen Marienverein für Afrika angehört. — Möchte diese Notiz aufmunternd und aneifernd sein auch für die Seelsorgspriester, für das hehre Werk recht eifrig tätig zu sein. Gott schenke dem allverehrten Jubilar noch viele Jahre gesegneten Wirkens!

### Eine interessante Rechnung.

In der St. Lorenzkirche zu Nürnberg wird folgende interessante Rechnung aus alten Zeiten aufbewahrt.

1. Des Hohenpriesters Kaiphas Magd gewaschen und dreimal angestrichen, 1 Gulden 50 Kreuzer.

2. Den Pontius Pilatus aufgepußt, neues Pelzwerk um die Mütze gesetzt und neu angestrichen, 1 Gulden 30 Kreuzer.
3. Dem Engel Gabriel die Flügel mit frischen Federn besetzt und vergoldet, 2 Gulden 30 Kreuzer.
4. Dem Petrus einen Zahn eingesetzt und dem Hahn den Kamm aufgepußt, 1 Gulden 30 Kreuzer.
5. Dem einen Schächer am Kreuze eine neue Nase gemacht und seine Finger ausgestreckt, 2 Gulden 24 Kreuzer.
6. Den Himmel mehr ausgebreitet und acht neue Sterne eingesetzt, 2 Gulden 15 Kreuzer.
7. Dem Judas die Silberlinge versilbert, 45 Kreuzer.
8. Dem linken Schächer eine verzweifelste Miene beigebracht, 50 Kreuzer.
9. Dem Moses mehr Ansehen gegeben, 2 Gulden 20 Kreuzer, und seinen Bruder Aaron herausstaffiert, 2 Gulden 12 Kreuzer.
10. Dem goldenen Kalb den verlorenen Kopf wieder aufgesetzt, 2 Gulden 45 Kreuzer.
11. Den Pferden an Elias Wagen neue Hufeisen gemacht und den Weg zum Himmel genauer bezeichnet, 2 Gulden 45 Kreuzer.
12. Dem blinden Tobias den Schwalbendreck aufgeschicht, 20 Kreuzer.

Nürnberg, den 1. Feber 1746.

J. J. Markart,

wohlbestallter Maler an der Kirche St. Lorenzo.

## Nekrolog.

Am ersten Tage des Herz Jesu-Monats ist ein treuer Sohn des heiligsten Herzens aus diesem Leben geschieden:

**Br. Alois Waldner.**

Er war geboren zu Grins bei Landeck im Oberinntal als Sohn echter, biederer Tiroler am 15. Februar 1887. Bald lernte der Mesner, sein Vater, den kleinen Lois das Ministrieren und gerne versah dieser den Engeldienst. Als im Jahre 1900



die apostolische Schule in Mailand errichtet wurde, war Waldner einer der ersten, der in die muntere Schar zukünftiger Glaubensapostel eingereiht wurde. Ruhig flossen die Jahre im Juvenat dahin, war er ja von ruhiger Gemütsart.

Wie alljährlich, wurde aus den Juvenisten eine Auslese getroffen und einige in das Noviziat am 25. August 1904 aufgenommen. Unter diesen „Kaverianern“ befand sich auch unser Alois Waldner.

Lang Zeit verjah er während des Noviziates das Amt eines Sakristans zur vollsten Zufriedenheit. Endlich nahte auch für ihn der Tag, an dem er sich ganz Gott weihen durfte. Am Feste Allerheiligen 1906 legte er die ewigen Ordensgelübde ab. So war er nun Scholastiker. Mit Eifer widmete er sich dem Studium; seit Herbst besuchte er die Theologie im Priesterseminar zu Brigen.

Das angestrebte Ziel rückte immer näher, sehnelichst wünschte er bald seine Kräfte den armen Negern Zentralafrikas widmen zu können, als plötzlich ein tödliches Leiden seinem Streben Einhalt gebot. Auf eine Krankheit folgte eine zweite, bis er nach fünfmonatlicher Krankheit an seinem frühen Lebensabend anlangte. Am 9. Mai empfing er die heiligen Sterbsakramente. Alle Professoren des Hauses begleiteten das Allerheiligste in das Krankenzimmer. Vor dem Empfang der heiligen Wegzehrung erneuerte der Kranke die heiligen Ordensgelübde und empfing hierauf mit rührender Andacht die heiligen Sakramente. Zwei seiner Brüder, der eine Novize unserer

Kongregation, waren zugegen. Am heiligen Pfingstfest schien sein Ende gekommen zu sein; doch erst im Herz Jesu-Monat sollte er sein Opfer vollenden. Ruhig sah er bei vollem Bewußtsein bis zum Ende dem Tode entgegen. Wenige Stunden vor seinem Scheiden las er selbst noch den Abschiedsbrief, den ihm seine gute Mutter geschrieben. Unter anderem hieß es dort: „Du läßt uns wissen, mein lieber Lois, daß du an der letzten Station des Leidens angelangt, und mußt halt denken, Gottes Wille geschehe . . . . Doch wie beneidenswert, lieber Lois, bist du, deinen lieben Gott so früh schon von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ihm so früh schon das Alleluja der reinen Seelen zu singen. Und weil es uns nicht mehr vergönnt ist, dich zu sehen, so sage ich auf baldiges fröhliches Wiedersehen im Himmel und daß du uns am Throne Gottes nicht vergiffest, weiß ich . . . . Im heiligsten Herzen Jesu sind wir immer vereint . . . .“ Ein fröhliches Lächeln war auf seinen Lippen, als er den Brief las.

Die Mittagsstunde des 1. Juni war vorüber, da nahte der Todesengel. Zwei leise Seufzer, ein starrer Blick auf die Lourdesstatue und seine Seele flog zum Schöpfer zurück.

Ein hoffnungsvoller Jüngling, ein eifriger Student, ein ruhiger, sanfter Charakter, ein guter Ordensmann ist nun heimgegangen, um durch das junge Opfer seines Lebens und sein Gebet am Throne Gottes den armen Negern vom Himmel aus zu helfen.

Herr, gib ihm die ewige Ruhe!

## Weiteres.

Aus der Naturkunde. Lehrer zum Schüler: „Sag' mal, Hans, warum heißt man diesen Baum Trauerweide?“ — Hans: „Weil Sie von diesem Baum die Prügelstöcke abschneiden.“

Entsetzlich. Zeremonienmeister (zum Kammerherrn): „Um Gotteswillen, Sie stehen ja auf dem Schatten Sr. Durchlaucht.“

\* \* \*

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Mehr Freude!** Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. 9. bis 12. Tausend. 8. (VI und 200.) Freiburg 1909, Herder'sche Verlags-handlung. Nr. 2-16; gebunden in Leinwand Nr. 3-12, in Nuchten Nr. 6-.

Unter dem Titel „Mehr Freude“ liegt jetzt das 9. bis 12. Tausend (das 1. bis 4. und 5. bis 8. Tausend waren je binnen 14 Tagen vergriffen) vor. „Obwohl von einem hohen Würdenträger der katholischen Kirche geschrieben, ist dieses Buch tatsächlich doch“, wie der

„Berliner Lokalanzeiger“ sagt, „mit Ausnahme einiger Kapitel, wo die Schicksale von Heiligen behandelt werden, nicht ein Buch für Katholiken, sondern ein Buch, an dem jeder Christ und jeder Jude, wenn er es liebt, zuweilen über den Zaun seiner privilegierten ‚Weltanschauung‘ hinwegzublicken seine Freude haben kann. . . . Es ist fern von ästhetischer Weltlichkeit Es will uns nicht aus dem Zeitalter der Maschinen, der großen Triumphe menschlichen Wissens und Könnens herausreißen. Aber es will diese Zeit wieder vereinen mit der Liebe und dem Interesse für alle hohen Güter des Lebens, welche die moderne Menschheit in ihrem Bildungswahn und Kulturdunkel verächtlich behandelt.“ Mehr Freude! . . . Dafür zu wirken, welche schöne Aufgabe! Wie sich der Verfasser nach seinem eigenen Zeugnis oft fröhlich an seinen Betrachtungen geschrieben hat, so muß jeder sich fröhlich daran lesen — das Büchlein zwingt einen dazu.

**Sonntagsstille.** Neue Erzählungen für Volk und Jugend von Konrad Kimmel. 12°. Freiburg und Wien 1908, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Fünftes Bändchen: Aus Geschichte und Leben. I. (VI und 312.) Gebunden in Leinwand Kr. 2.76. — Sechstes Bändchen: Aus Geschichte und Leben. II. (VI und 331.) Gebunden in Leinwand Kr. 2.76.

„Das Volk streckt schon die Hände aus und ruft nach mehr.“ schrieb der jetzige Bischof von Rottenburg, P. B. v. Keppeler, schon im Jahre 1898 (Literarische Rundschau Nr. 3) über die Kimmelschen Erzählungen. Und in der Tat, die freudige Aufnahme im Volk hat diesen Ausspruch bestätigt. Nun liegen wieder zwei neue Bändchen vor und damit ist auch die Sammlung „Sonntagsstille“ abgeschlossen. Wie schon der Titel „Aus Geschichte und Leben“ zeigt, wendet sich der Verfasser hier meist geschichtlichen Stoffen zu oder läßt seine Erzählungen sich auf geschichtlichem Hintergrund abspielen, in andern, besonders im sechsten Bändchen, behandelt er Stoffe aus dem alltäglichen Leben; aber alle sind voller Lebenswahrheit, zeugen von tiefer Religiosität und sind spannend erzählt. In diesen wie in den übrigen Erzählungen zeigt sich Kimmel wieder als Meister vollstümlicher Darstellung, überall klingt der Brustton innerer Ueberzeugung durch, alles ist durchweht von dem Hauch einer tiefgläubigen, frommen Seele. Auch diese Bändchen werden, wie die früheren der Sammlungen „Sonntagsstille“ und „An Gottes Hand“, die verdiente günstige Aufnahme finden.

**Die selige Julie Billiart,** Stifterin der Genossenschaft Unserer Lieben Frau, und ihr Werk. Dargestellt von Bernard Arens S. J. Mit 35 Abbildungen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Erste und zweite Auflage. 8°. (XII und 544.) Freiburg und Wien 1908, Herdersche Verlagsbuchhandlung, Kr. 6.—; gebunden in Leinwand Kr. 7.20.

P. B. Arens, der uns schon als Verfasser des vorzüglichen Lebensbildes von „Anna von Kainctonge“, der Stifterin der Ursulinen von Dole, bekannt ist, entrollt hier wiederum das Bild einer Ordensstifterin vor uns, es ist das von Julie Billiart (1751 bis 1816), der Stifterin der Genossenschaft N. L. F. von Namur. Die Veranlassung dazu bot die im Jahre 1906 erfolgte Seligsprechung dieser eifrigen Befördererin der Jugend-erziehung, insbesondere des Katechismusunterrichts.

Julie Billiart ist eine Heilige unserer Zeit und für unsere Zeit. Papst Pius X. hat von Anfang seines Pontifikates an auf den Katechismusunterricht als auf eines der Hauptmittel zur Erneuerung der menschlichen Gesellschaft hingewiesen. In Julie steht eine große Katechetin vor uns, die Stifterin einer Genossenschaft, die sich die Unterweisung im Katechismus zur ersten Aufgabe gesetzt hat. Das Buch wird nicht nur all den zahlreichen Frauen und Jungfrauen, die einem der Pensionate des Ordens (z. B. in Coesfeld, Wehla, Eidenburg, Mühlhausen, Ahlen, Geldern) ihre Erziehung verdanken, willkommen sein, sondern auch allen, die für eine fesselnd geschriebene Frauenbiographie oder für die Geschichte des katholischen Ordenswesens Interesse haben.

**Brot der Engel.** Katholisches Gebetbuch von Doktor Franz Kaulen, weiland Professor der Theologie zu Bonn. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Erste Auflage. Mit Titelbild in Farbendruck. 32°. (XVI und 452.) Freiburg und Wien 1909, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Schön gebunden Kr. 1.20 und höher.

Dieses Büchlein — ein Auszug aus dem weitverbreiteten „Alleluja“ desselben Verfassers — behauptet in der Reihe der katholischen Gebetbücher einen Ehrenplatz und erfreut sich, wie aus elf Auflagen ersichtlich, großer Beliebtheit. Klein und handlich dem Format und Umfang nach, ist es doch reich und gebiegen, kraftvoll und hervorquellend dem Inhalt nach, in Wahrheit ein „Brot der Engel“, Nahrung für Seelen, die mit den Engeln im Lob Gottes wetteifern wollen, ähnlich jenem Brot, in dessen Kraft Elias bis zum Berg Gottes gelangte. Faßlich und gefällig geschrieben, empfiehlt es sich für die weitesten Kreise, für Kinder wie für das reifere Alter.

**Björnson, Monogamie und Polygamie.** Ein Vortrag. Autorisierte Uebersetzung von Kooy Marinus. Zweite Auflage. Mit dem Bilde des Verfassers. Verlag von Bruno Feigenspan, Pöhnert in Thüringen. Preis 60 Pfennig.

Es dürfte den meisten unbekannt sein, daß sich der bekannte norwegische Dichter auch mit dem Problem der Eiche befaßt hat und für diese in dem vorliegenden Schriftchen mit besonderer Energie eintritt. Der Verfasser will mit seiner Abhandlung nicht schrecken, nicht auf die Sinne wirken, sondern anregend belehren und dadurch überzeugen. Das Buch ist eine treffliche Waffe im Kampf gegen die Unsitlichkeit. Das Thema ist nur vom wissenschaftlichen Standpunkt aus behandelt.

**Eine Zeitschrift zu Ehren Gottes des Heiligen Geistes.** Das neue Blatt, „Geist der Wahrheit“ betitelt, wird herausgegeben von einem Komitee, das gegenwärtig aus vier Priestern besteht, P. Zinnerkoller, Redemptorist in Zunsbrunn, P. Meinrad Bader, O. Cist. von Stams, und den Chorpherrn vom Stifte Wilten Sigmund Auer und Dominikus Dietrich, bestbekannte Namen. Es erscheint in zehn Heften jährlich und begann der neue Jahrgang Mitte Mai, also mit Pfingsten. Es kostet für einen Jahrgang Kr. 2.—. Verlag der Heilig Geist-Literatur in Absam bei Hall in Tirol.

Zu beziehen durch die Preisvereins-Buchhandlung in Brixen a. E.

d. L. F. 18.72; Heilig-Kreuz a. W. F. W. 3.—; Landeck N. N. 10.—; Milland N. N. 2.—, N. N. 10.—, N. N. 20.—; Salzburg N. N. 3.—; St. Daniel F. G. 3.—; St. Ulrich D. S. 10.—; Sexten F. St. 6.—; Vornholz B. F. v. N. 10.—; Waalen F. N. 3.—; Winklern N. N. 4.—.

Für P. Crazzolaro: Abtei L. P. 20.—.

Für Khartum: Gmunden S. 30.—; Göbis F. N. S. 18.—; Gries bei Bozen F. C. 2.—;

Lambach P. B. G. 2.—; Obergillianderl L. W. —.50; Waizenkirchen N. N. 100.—.

Zur Taufe von Heidenkindern: „55. N. S. Geld erhalten“ 64.35 (Franz, Maria, Josef); Freyung d. Fr. S. N. 24.57 (ein Heidenkind); Lambach P. B. G. 20.— (Gotthard); Untersteinbach N. F. 11.75 (Maria, Josef).

„O Herr, verleihe allen unsern Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

# Gebrauchte Briefmarken

sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brixen entgegengenommen.

## Abonnements-Erneuerungen.

Vom 15. Mai bis 10. Juni 1909 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert: 288 459 886 933 963 1021 1116 2648 2715 2785 2927 3072 3450 3453 3580 4130 5643 7012 7143

### Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.

In unserem

## Xaverianum in Milland bei Brixen

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu Missionspriestern herangebildet.

Bedingungen der Aufnahme sind:

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter, energischer, standhafter, opferfreudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gesundes Urteil und gutes Talent, das befähigt, leicht und ohne Anstand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stellvertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligst vom Obern des Missionshauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

**P. Obere des Missionshauses in Milland bei Brixen, Tirol.**

# Zur Beachtung.

1. Solange keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt die Annahme der Zeitschrift als Abonnementsverpflichtung.

2. Unter dem Titel Abonnementsrenewierung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifennummern jener Abonnenten veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifennummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie dort nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

3. Um nicht jährlich den Abonnementsbetrag einsenden zu müssen, möchten einige Abonnenten

wissen, wie viel ein lebenslängliches Abonnement des „Stern der Mejer“ kostet. Zu diesem Zwecke wurde die Summe von 50 Kronen oder 50 Mark bestimmt.

4. Wer mindestens 20 Kronen einsendet, kann als Taufpate eines Mejerkinde fungieren und ihm den Namen, den er will, beilegen.

5. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche zehn Abnehmer des „Stern der Mejer“ zu gewinnen; er erhält sodann, wenn er alle unter einer Adresse bezieht, das elfte Exemplar umsonst.

6. In hervorragender Weise kann unserem Missionswerk auch gedient werden durch Zusendung von Meßstipendien.

---

---

## Eine Perle der katholischen Hausbücher.

Unter den zahlreichen Schriften, die uns Alban Stolz, dessen 100. Geburtstag wir 1908 feiern durften, hinterlassen hat, nimmt seine „**Legende oder der christliche Sternhimmel**“ an Umfang wie an Bedeutung den ersten Rang ein. Diese Legende ist, wie der Verfasser selbst sagt, geschrieben „für solche, welche lesen, nicht um die Neugierde zu füttern, sondern um zu lernen, nämlich die hohe, edle Kunst, christlich zu leben und selig zu sterben“. Für jeden Tag ist das Leben nur eines Heiligen gewählt, dessen Lektüre als tägliche Seelennahrung dienen soll. Es werden weniger alle Lebensumstände aufgezählt, als vielmehr die Tugenden der betreffenden Heiligen in echt volkstümlicher Sprache „für das gemeine Volk und die Herrenleute“ geschildert, um zur Nachahmung anzueifern. Als Hausbuch eignet sich besonders die Quart-Ausgabe, die sechsen in zwölfter Auflage (Herder, Freiburg und Wien) erschienen ist. Ihr herrlicher Bilder Schmuck, meist von dem berühmten, 1908 als Direktor der päpstlichen Kunstgalerien verstorbenen Maler Ludwig Seiz stammend, paßt vorzüglich zu der Stolz'schen Darstellungsweise, so daß es ein Werk wie aus einem Guß gibt. Entsprechend ist die übrige Ausstattung: große und deutliche Schrift in sauberem Druck auf starkem weißen Papier und eine reich und geschmackvoll ausgestattete Einbanddecke, die die Legende noch mehr zu einem hervorragenden Geschenkwerk geeignet macht. Die Preise für die verschiedenen Ausstattungen bewegen sich von Kr. 14.40 bis Kr. 28.40 und dürfen als wohlfeil bezeichnet werden. Dieser Hauschatz allerersten Ranges sollte in keiner christlichen Familie fehlen.

---

---

## Das Meßbuch der heiligen Kirche

(Missale Romanum) lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Für die Laien bearbeitet von P. Anselm Schott O. S. B. Zwölfte Auflage. Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. Kl. 12<sup>o</sup> (XXXII und 1008) Freiburg und Wien 1908, Herdersche Verlagshandlung. Schön und solid gebunden Kr. 3.96 und höher.

Die Tatsache, daß das Meßbuch von Schott nun in zwölfter Auflage erscheinen konnte und in nahezu 100.000 Exemplaren durch ganz Deutschland und Oesterreich verbreitet ist, ist ein offener Beweis für seinen Wert und seine großen Vorzüge.

Ein rein liturgisches Gebetbuch will es der in der Aufklärungszeit entstandenen Entfremdung des katholischen Volkes von der kirchlichen Liturgie entgegenwirken, die kirchlichen, dem Heiligen Geist entstammenden Gebete den Gläubigen wieder mündgerecht machen, den tieferen Sinn aufschließen und so ein fruchtbares und gnadenreiches Anwohnen beim kirchlichen liturgischen Gottesdienste ermöglichen.

Diesen Zweck erfüllt das Buch in ausgezeichnete Weise wie nicht leicht ein anderes. Es enthält fast das ganze römische Missale ins Deutsche übersezt. Die vielen schwierigen, meist der Heiligen Schrift entnommenen Texte werden durch liturgische Erklärungen verständlich gemacht. Dadurch, daß die kirchlichen Texte, welche an den verschiedenen Festzeiten und Festtagen gelungen werden, auch lateinisch gegeben sind, bekommt das Buch eine besondere Bedeutung für die Chordirigenten und Chorsänger. Im Anhang finden sich die notwendigen Privatgebete, Litaneien, Beicht- und Kommuniongebete, eine deutsche Meßandacht sowie eine Belehrung über die Ablässe. So kann man gewiß mit Recht sagen, daß das Schott'sche Meßbuch allen billigen Anforderungen, die man an ein zeitgemäßes, echt kirchliches, liturgisches Gebetbuch stellen kann, in vorzüglicher Weise entspricht.